J17.3
D86n

Die
nordamerikanische Demokratie
und das

v. Tocqueville'sche Werk

darüber,
als Zeichen des Zustandes der theoretischen
Politik.

Nebst
einer Aeußerung über Chevalier's nordamerikanische Briefe,
insbesondere hinsichtlich der wahren Ursachen des Bankstreites
und der neuesten Unfälle in dem Handelsleben.

Von

Gottfried Duden.

Duden's

Selbst-Anklage

wegen seines
amerikanischen Reiseberichtes,
zur
Warnung vor fernerm leichtsinnigen Auswandern.

Die

nordamerikanische Demokratie

und das

v. Tocqueville'sche Werk

darüber,

als Zeichen des Zustandes der theoretischen

Politik.

Nebst

einer Aeußerung über Chevalier's nordamerikanische Briefe, insbesondere hinsichtlich der wahren Ursachen des Bankstreites und der neuesten Unfälle in dem Handelsleben.

Von

Gottfried Duden.

Duden's

Selbst-Anklage

wegen seines

amerikanischen Reiseberichtes,

zur

Warnung vor fernerm leichtsinnigen Auswandern.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1837.

917.3
H86n

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Einleitung . . . . . 1 — 4

Erster Abschnitt.

Kritik der Basis des v. Tocqueville'schen Werkes (in dessen 2tem Capitel) und seiner Widersprüche. . . . . 5 — 19

Zweiter Abschnitt.

Was H. v. Tocqueville (in seinem 3ten Capitel) den Social-Zustand nennt, und seine Irrthümer. . . . . 19 — 22

Dritter Abschnitt.

Ueber Volks-Souverainität, das Princip der Volks-Souverainität, und die verkehrten Ansichten des H. v. Tocqueville. . 22 — 27

Vierter Abschnitt.

Ueber die Gleichheit und Ungleichheit in Nordamerika, und die verkehrten Ansichten des H. v. Tocqueville. Honoratioren und Nicht-Honoratioren. Die höhere Bildung und die daraus folgende Ungleichheit. Die Fähigkeit zur Verwaltung der Aemter als Quelle der Ungleichheit. Die Ungleichheit im Vermögen (in den äußern Gütern). Die Ungleichheit durch politische Verdienste und andere Auszeichnungen, so wie durch das Forterben des Rufes der Väter auf die Nachkommen. Die Demokraten in Nordamerika sind von den europäischen Demokraten weit verschiedener, als die Aristokraten beider Erdtheile von einander. . . . . 27 — 34

Fünfter Abschnitt.

Ueber das Streben und Endziel der Majorität in Nordamerika, und die verkehrten Ansichten des H. v. Tocqueville darüber. . 34 — 45

Sechster Abschnitt.

Ueber die Stutzen des nordamerikanischen Zustandes, und die verkehrten Ansichten des H. v. Tocqueville darüber. Nochmahliger Versuch, die Einbildungen über Staatszwecke und die daher rührende falsche Definition des Begriffes „Staat" zu zerstören. Verhältniß des Staatszweckes zur politischen Schulmeisterei, und die Gefahren, worin eben durch die neuen Interpretatoren dieses Zweckes das Recht und die Völker gerathen sind. . . . . 45 — 61

192182

Seite

Siebenter Abschnitt.

Ueber die Sclaverei in Nordamerika und den rechten Weg zum Bessern 61 — 69

Achter Abschnitt.

Schlußbemerkung, betreffend die gesetzlichen Einrichtungen überhaupt, und die Administration und Justiz insbesondere. Chevalier's Werk über Nordamerika. Der Bankstreit; die neuesten Unfälle in der Handelswelt, und die wahren Ursachen des Einen und Andern 69 — 83

Selbstanklage . . . . . 84 — 104

Einleitung.

In meinen Schriften über Nordamerika kommen Ansichten und Lehren vor, die, so überzeugend sie auch manchem Leser erscheinen mögen, doch durch und durch den bisherigen politischen Theorien der Schulen und Bücher widerstreiten. Ich habe nie erwartet, daß sie sofort siegen würden. Sie fordern ein Besinnen, wozu Viele mit dem besten Willen weder Zeit noch Ruhe haben. Immerhin war indeß der Beifall groß genug, mich bei neuen Anlässen zum fernern Reden zu ermuntern. Und an solchen Anlässen hat es nun auch nicht gefehlt. Wie hätte ich z. B. nicht in Gedanken theilnehmen sollen an den jüngsten Kämpfen wegen der Sclaverei, wegen der Bank, wegen des Tarifs? Den stärksten Impuls gab mir aber das Buch des Herrn von Tocqueville über die nordamerikanische Demokratie. Denn an dessen Lobe erkannte ich erst recht, wie wenig meine Schilderungen noch über die politischen Irrthümer vermocht haben. Ja ich sage und wiederhole es laut, daß das große Lob, was jenes Buch nicht etwa nur in Frankreich, sondern in England und Deutschland gefunden hat, einen traurigen Beweis liefert für die in der theoretischen Politik überall herrschende Oberflächlichkeit; wiewohl ich mir nicht verhehle, daß auch gründliche Forscher über den Werth eines Ganzen, das für eine rasche Prüfung zu umfassend ist, durch glänzende Einzelnheiten zu täuschen sind.

Jedermann begreift, daß eben der Ruf eines Werkes es ist, was die Angriffe darauf sehr erleichtert. Er ist einem Resonanz-Boden zu vergleichen, wovon auch die schwächste Stimme des Tadels einigen Wiederhall hoffen darf. Dieser Umstand gereicht freilich gar oft unreinen Motiven zum Vorschub, wie dem Neide und der Verläumdung, oder der eiteln Sucht als Schriftsteller aufzutreten. Allein er unterstützt dagegen nicht minder die aufrichtigen Anstrengungen für die Wahrheit, als mächtiger Erreger der Aufmerksamkeit in Materien, worin sie nie genug zu erregen ist. Und so kann mir denn auch der Ruf des Tocqueville'schen Werkes, zum Troste für die unerfreuliche Enthüllung des Erfolges meiner

Lehrversuche, als Anhalt für einen neuen Versuch dienen. In der That betrachte ich die Ankündigung des Beweises, wie leicht bei den politischen Wortführern unserer Zeit der glänzendste Ruhm zu erwerben sei, als einen vortrefflichen Köder, — nicht nur zur Anlockung von Lesern, sondern auch zum Festhalten bei Erörterungen, die sonst der eine oder der andre mehr fliehen würde als Thee-Conversationen.

Man überlasse sich also keineswegs dem Verdachte, als ob ich mit Vergnügen die Fehler meiner Mitmenschen aufdecke, und glaube vielmehr meiner Betheuerung, daß es mir sehr sauer wird, Bücher von wohlmeinenden Verfassern mehr zu tadeln als zu loben. Der Werth eines Menschen ist sicher nicht mit dem einer schlechten Abhandlung, eines albernen Romans oder einer langweiligen Predigt zu verwechseln. Unterscheiden wir doch umgekehrt gute Werke sorgfältig genug von ihren Verfassern; indem wir jene vielleicht zu unsrer beständigen Umgebung wählen, während diese uns unerträglich dünken, wo sie sich nur zeigen. Schon deshalb sollten die Bücher-Kritiker nicht so bitter gegen die Person des Verfassers ausfahren als gewöhnlich geschieht. Ueberdieß ist sich ja der Mensch nicht stäts gleich. In einer Zeit gelingt ihm, was ihm in einer andern völlig mißlingt. Auch ist, die sog. verrückten Genies abgerechnet, in der Regel Niemand fähiger die wahren Fehler eines Buches einzusehen, als der Verfasser selbst; worin der Grund liegt, daß Schriftstellerei insgemein dem eignen Geiste des Schriftstellers (so lange er noch steigen kann) am meisten nutzt. Derselbe Grund sollte aber auch die Kritik abhalten, mit dem Stabe über das Buch zugleich den Stab über den Verfasser zu brechen, falls einmal die Humanität nichts über den Kritiker vermag. Nur dehne ich die Gebote der Humanität nicht so weit aus, daß man überhaupt keine Fehler der Bücher aufdecken dürfe, um den Verfassern nicht wehe zu thun. Ich muthe vielmehr jedem gesunden Schriftsteller so viel Geist und so viel Stärke des Geistes zu, sich weder durch das Lob seiner Producte berauschen noch durch deren Tadel niederdrücken zu lassen, wie sehr sie das Eine oder das Andre verdienen mögen. Was ist auch am Ende für den Werth eines Wesens, das auf einer unendlichen Reise einen kurzen Traum, Leben genannt, hat, daran gelegen, ob es einige richtige oder falsche Traum-Combinationen gemacht? Dazu kommt, daß eine entgegengesetzte Disposition zu sehr dem Interesse für das in unserm dunkeln irdischen Getriebe unentbehrliche Licht widerstreitet, als daß man sie weichherzig schonen dürfe. — Uebrigens könnte es mir auch zur Beruhigung gereichen, daß die Franzosen sich in der Politik zu hoch über die Deutschen erhaben glauben, davon Belehrungen zu erwarten, und darum Hr. v. Tocqueville schwerlich je das Geringste von meiner Kritik erfahren werde.

Ich habe gesagt, daß der Ruf seines Buches zum Beweise der Oberflächlichkeit unserer theoretischen Politik zu gebrauchen sei, und

der practischen Wichtigkeit dieses Beweises wegen durfte ich dem darin liegenden allgemeinen Urtheile nicht ausweichen. Um dagegen der Person des Verfassers nicht zu nahe zu treten, erkläre ich zum voraus, daß man über einen Gegenstand wie die amerikanische Demokratie ein ungründliches Buch schreiben und dennoch ein geistreicher Kopf seyn könne, und will sogar versuchen, diesen Ausspruch mit einigen Worten zu commentiren.

Jeder Mensch, er mag viel oder wenig Verstand haben, der zum langen Reden über einen Stoff gereizt wird, den er nicht vollkommen begreift und beherrscht, geräth um so leichter in Widersprüche, je vielseitiger und schwieriger der Stoff ist, und damit zu dem, was man Peroriren und Phrasenmachen nennt. Junge Menschen, welche die Gegenstände der Welt überhaupt mehr umfassen als begreifen, sind darum dieser Gefahr vorzüglich ausgesetzt, und zwar um so mehr, je lebhafter sie sind; d. h. je mehr sie geneigt sind, Alles rasch ihrem Urtheile zu unterwerfen. Das Urtheil zu suspendiren ist von Natur mehr dem Phlegmatischen eigen; der Lebhafte muß sich diese Fähigkeit allein durch Reflexion erwerben. Aber der Unterschied zwischen dem lebhaften und phlegmatischen Temperament erstreckt sich auch über die Jugend hinaus und scheidet die Menschen aller Altersjahre. Ja ganze Völker unterscheiden sich in dieser Hinsicht von einander. Man denke nur an die Franzosen und an die Engländer. Lebhafte Menschen fassen Mancherlei auf, was den phlegmatischen entgeht. Allein die letztern sind dagegen durch ihr Temperament besser wider übereilte Combinationen geschützt. Die Lebhaftigkeit stimmt mehr zum ersten Auffassen als zum längern Denken und Brüten. Wie viel Einfluß auf beide Anlagen nun Erziehung und Lebensweise habe, erhellet von selbst. Die Erziehung kann den Lebhaften so sehr an das Suspendiren des Urtheils gewöhnen, daß er insofern dem Phlegmatischen gleicht, wenn nicht die Lebensweise und der Beruf entgegenwirkt. Es gibt nämlich für jedes Alter und für jeden Verstand stäts Gegenstände genug, die schwierig zu begreifen sind. Und wenn diesen gegenüber uns auch das Temperament nicht zum übereilten Urtheilen hinreißen kann, so ist damit noch nicht den andern Impulsen vorgebeugt. Man denke hiebei aber besonders an die Impulse des Berufes. Menschen, die durch ihren Beruf von Jugend an genöthigt werden, viel zu reden, und zwar über schwierige Gegenstände, werden sich selten vor dem Fehler des leichtfertigen Combinirens schützen. Unter den neuern Völkern trifft man diesen Fehler deshalb am meisten bei den religiösen und politischen Volksrednern; weil es leider zur besten Vorbereitung für den einen wie den andern Beruf gehalten wird, früh vor dem Volke aufzutreten. Man trifft ihn auch bei den gerichtlichen Wortführern, und zwar vorzüglich wo das Volk, z. B. durch Geschworne, am Richten theilnimmt. Denn je schwieriger die Materien sind, desto geneigter sind die durch Loos aus der Menge gezognen Zuhörer zu einer aphori-

stischen Behandlung, d. h. zu einer Behandlung, die sich weniger nach der Materie als nach der Empfänglichkeit der Zuhörer schickt. Und reicht dann der Zusammenhang der Aphorismen just soweit als die gewöhnliche Aufmerksamkeit der Menschen, so entgeht die Rede sicher einer Seits dem Vorwurfe der Weitschweifigkeit oder Unverständlichkeit, und anderer Seits auch dem der Widersprüche, es mögen übrigens deren noch so viel darin vorkommen. Herr von Tocqueville ist Advokat, und ich bin überzeugt, daß die Fehler seines Buches, wenn auch nicht von seinem Temperamente, doch mit von seinem Berufe herrühren. Der Hauptgrund scheint aber, neben dem Einflusse der Schul- und Mode-Theorien, darin zu liegen, daß der stürmische Beifall seiner frühern Schrift über die Gefängnisse Nordamerika's, vereint mit directen Aufforderungen, ihn zu der größern Aufgabe gleichsam hingerissen hat.

Wer indeß meiner Protestation, daß ich einzig und allein, um in Dingen von der höchsten practischen Wichtigkeit mehr Helle zu verbreiten, schreibe, nicht ganz traut, der mag die kleine Schadenfreude hinzurechnen, meinen Nebenmenschen für ihr vorschnelles Aburtheilen in den schwierigsten Materien einige Reue erwecken zu können, und endlich noch das Motiv, meinen Büchern über Nordamerika eine neue Empfehlung zu verschaffen; besonders da ein Englisches Blatt (das Lond. foreign review) sie neben den Tocqueville'schen jüngern fast als veraltet betrachtet. Doch wolle der Leser meine Worte nicht so auslegen, als ob ich glaube, daß ohne meine Bemerkungen der Werth des v. Tocqueville'schen Buches niemanden erkennbar sei. Nur das glaube ich, daß die dazu Fähigen theils keine Muße zur schärfern Prüfung haben, theils keine Muße oder Lust, deren Resultat drucken zu lassen. Zudem soll dieses Schriftchen sich ja nicht nackt auf den Beweis beschränken, daß Hr. v. Tocqueville den rechten Aufschluß über die nordamerikanische Demokratie nicht geliefert habe. Ich will, wie gesagt, dessen Buch und Ruf nur zum Anhalte benutzen, meinen positiven Aeußerungen, wie es denn in Nordamerika wirklich aussehe, bessern Eingang zu bereiten. In Wahrheit, wie es jetzt noch steht, achte ich es immerhin für räthlich, um die amerikanische Demokratie aus Büchern kennen zu lernen, das Tocqueville'sche nicht ungelesen zu lassen. Denn obgleich es über die Basis des politischen Zustandes nichts vermag, und auch außerdem viele Mängel hat, so ist doch das an ihm zu loben, daß es seinen Gegenstand von mancherlei Seiten berührt und, abgesehen von seinen Lehren über diese Seiten, den Lesern eine sehr nützliche Anregung zum Nachdenken darüber anbietet; womit ich gerne das Bekenntniß verbinde, daß es durch glänzende Aphorismen und treffende Bemerkungen die Hauptfehler vor einer weniger scharfen Prüfung des Ganzen ziemlich verhüllet.

Erster Abschnitt.

Jetzt bitte ich um Gehör für den eigentlichen Anfang der Kritik.

Zur Gewährung dieser Bitte rechne ich vor Allem, daß das Auditorium sich das Object der Tocqueville'schen Meinungen, und meiner Angriffe darauf, an und für sich (d. h. unabhängig von den Aussprüchen beider Theile) vorstelle. Es ist dieses Object, alle Phrasen von Demokratie, Aristokratie und Monarchie beseitigt, nichts Anderes als das menschliche Getriebe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es scheint zwar eine sonderbare Forderung zu seyn, sich ein Object, das man erst durch ein gewisses Buch recht zu kennen glaubt, zur Kritik desselben Buches, davon unabhängig vorstellen zu sollen. Doch zum Glück ist das nur Schein. Das menschliche Getriebe keines Landes ist dem gebildeten Europäer so durchaus fremdartig, daß er sich nicht einige Vorstellung davon ohne alle Berichte darüber machen könnte; am wenigsten ein Getriebe von Familien, die ihm so nahe verwandt sind als die weißen Bewohner von Nordamerika. Und ich verlange auch nichts mehr, als daß der Zuhörer sich des Inhaltes dieser seiner ersten Vorstellung klarer bewußt werde, um darin ein bestimmtes Etwas zu gewahren, das über jeden Bericht erhaben ist, was kein Bericht zu bestätigen braucht, wogegen aber auch kein Bericht verstoßen darf, wenn er nicht ohne Weiteres als irrig und verwerflich erscheinen will. Man nehme als Beispiel, es käme ein Buch heraus, welches zur Erklärung des raschen Getriebes in Nordamerika die Nachricht gäbe, daß die menschlichen Leiber dort mit Flügeln versehen seien. Sicher würde für die Kritik eines solchen Aufschlusses Jedermann an seiner ursprünglichen Vorstellung genug haben. Wie aber, wenn die Nachricht, statt von dergleichen Anomalien an den Leibern, von den seltsamsten Anomalien an den Geistern erzählte; sollte dagegen dieselbe ursprüngliche Vorstellung weniger vermögen? Wie wenn z. B. von den nämlichen Menschen bald erzählt würde, sie liebten den Bundesverein, weil er in ihren Sitten begründet sei und weil sie dessen günstige Resultate klar einsähen, bald wieder, sie suchten fortwährend den Verein zu schwächen und zu zerstören; sollte nicht gegen diese Nachrichten uns ebenfalls Etwas warnen, was unabhängig von allen Reise-Berichten ist? — Nun wohl, das eben fordere ich vom Zuhörer, daß er über die Nordamerikaner nichts gläubig anhören möge, was ihm unverträglich mit der menschlichen Natur dünkt. Denn meine Kritik wird sich hauptsächlich darauf stützen. Nächstdem wird sie dem Verfasser directe Widersprüche nachweisen, d. h. (nicht bloß unvereinbare Attribute, die er so oft denselben Gegenständen beimißt, sondern) Stellen, welche Etwas

behaupten, wovon er vorher schon wörtlich das Gegentheil behauptet hatte. Endlich wird sie auf viele falsche Vorstellungen, Verwirrungen und Verwicklungen in Phrasen hindeuten, um so den Leser auf die Schluß-Frage vorzubereiten, was er denn eigentlich durch das Buch gelernt habe, welche bestimmte Lichtpunkte ihm über das nordamerikanische Getriebe als neue Wahrheiten aufgegangen seien.

Unmittelbar auf diese letzten Worte lasse ich jedoch das Bekenntniß folgen, daß ich für den Eingang eines sich so strenge ankündigenden Tadels ziemlich besorgt bin, und wirklich fürchte, die für die Tocqueville'schen Schriften herrschende Meinung des Publicums möge sich mir hin und wieder als ein Wall entgegenstellen. Darum verarge man es mir nicht, daß ich, um mir vorläufig gleichsam eine Bresche zu verschaffen, die Kritik mit einem unmethodischen Griffe mitten in das Buch beginne, und dem enthusiastischen Beifalle sofort einige der wesentlichsten Widersprüche unter die Augen rücke.

Man schlage also im ersten Bande das fünfte Capitel auf und lese (Seite 161 Pariser Ausgabe, S. 152 und 153 Brüsseler Ausgabe, S. 133 der Rüder'schen Uebersetzung) *) die deutlichen Worte: „Ich bin übrigens überzeugt, daß keine Nation mehr ausgesetzt ist, unter das Joch der administrativen Centralisation zu gerathen, als die, deren geselliger Zustand demokratisch ist. Dafür wirken mehrere Ursachen, vorzüglich die, daß das beständige Streben dieser Nationen dahin geht, die ganze Regierungs-Gewalt zu concentriren (und zwar) in die Hände der einzigen Macht, welche unmittelbar das Volk repräsentirt, weil man jenseits des Volkes „soll heißen der Volks-Souverainität" nur eine Masse von gleichen Individuen bemerkt." Dieser Satz scheint noch verstärkt zu werden durch die Aeußerungen von Seite 86 u. 87 P. A., 69. u. 70. B. A. (am Ende des 3. Capitels), wo es heißt, daß demokratische Völker die Gleichheit noch mehr liebten als die Freiheit, eine Lehre die, beiläufig gesagt, von dem kranken Frankreich abstrahirt auf einen gesunderen Zustand schlecht paßt und ganz und gar nicht auf die alten Germanen **). Nun aber bitte ich zuzusehen, wie sich derselbe Verfasser im zehnten Capitel des 2. Bandes Seite 389, 399 folg. P. A., (Seite 441, 452, 454 und 455 B. A., Seite 285, 292 u. 294 R. Ue.) ausläßt. Seite 389 P. A. (441 B. A., 285 R. Ue.) heißt es: die demokratische Parthei, welche immer aller Entwicklung der Bundesmacht (puissance fédérale, daselbst ausdrücklich auch gouvernement central

*) Künftig wird die 4te Pariser Ausgabe mit P. A., die Brüsseler mit B. A. und die Rüder'sche deutsche Uebersetzung mit R. Ue. bezeichnet werden.

**) Auch Montesquieu hat den Spruch „Liebe zur Demokratie und Liebe zur Gleichheit;" allein wenn Wahres darin seyn soll, so muß das Wort „Gleichheit" ganz anders genommen werden, als seine Landsleute es nehmen.

genannt) entgegengewesen ist, ꝛc. In demselben Sinne geht es weiter fort bis zum Ende des Abschnittes, welcher hauptsächlich dem Beweise gewidmet ist, daß die Central-Macht in Amerika stäts abnehme, weil ihr das beständige Streben der Demokraten entgegen sei. Auch habe Jackson, der durch die Demokraten Präsident geworden, sich diesem Streben ziemlich fügen müssen. Darauf sei es namentlich zu beziehen, daß er sowohl gegen die Bank gewesen, als überhaupt dem Bunde das Recht zu großen National-Unternehmungen abgesprochen habe. Kurz die Demokraten seien für die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und gegen die Bundesgewalt.

Ist wohl ein offenbarerer Widerspruch möglich? Und ein solcher Widerspruch findet sich just in der Zeichnung des wesentlichsten Zuges des gesammten amerikanischen Lebens.

Damit man sich aber nicht lange mit der Frage quäle, wie so etwas dem Verfasser habe begegnen können, will ich zwei andre Stellen berühren, die nicht minder wider die Solidität seiner Ansichten zeugen.

Im ersten Bande Capitel 5. Seite 128 P. A. (117 B. A., 107 R. Ue.) heißt es bei dem Grafschafts-Gerichte (als der eigentlichen Oberbehörde über die Verwaltungsbeamten der Gemeinden) fehle der Fiscal. Dafür spreche der gute Grund, daß ein Fiscal ohne Agenten in den einzelnen Gemeinden nichts nütze, mit solchen Agenten aber zur furchtbarsten aller Gewalten werden würde. Und diesen Satz hat der Verfasser im Strome der Worte von einigen Blättern so gänzlich aus der Erinnerung verloren, daß er Seite 149 P. A., 137. B. A. in der Note (R. Ue. Seite 122 und 123) gerade das Gegentheil sagt. Dort kommt nämlich unter den Punkten des Tadels der amerikanischen Administration die unumwundene Behauptung vor, daß den Grafschaften der Fiscal für die Verwaltungs-Vergehen fehle, der doch der Freiheit unbeschadet wohl habe bestellt werden können.

Hoffentlich wird hiemit selbst dem eifrigsten Verehrer des Buches ein Zweifel entstanden seyn, ob die bisherigen Lobpreisungen von einer schärfern Prüfung dispensiren. Und so lade ich ihn denn — zur Verstärkung seines Zweifels auch noch auf das Verhältniß von Bd. 1. S. 45 zu 72 P. A. (S. 23 zu 52 B. A.) und von Bd. 1. S. 49 zu Bd. 2. S. 369 P. A. (S. 27 Bd. 1. zu Bd. 2. S. 419 B. A.) hinweisend — ein, mich in dieser Prüfung nur eine kurze Zeit zu begleiten, um sich vollkommen zu überzeugen, daß Herr von Tocqueville keineswegs ein solches Werk geliefert hat, als die Journalisten glauben.

Das erste Capitel betrifft das Land in seiner physischen Beschaffenheit und mag seine Kritik in den geographischen Schilderungen anderer Schriftsteller finden. Ich wende mich ohne Verzug zum zweiten Capitel, worin der Verfasser die Keime des jetzigen politischen Zustandes zu schildern sucht. Ich verweile nicht bei den

verkehrten Aeußerungen von Seite 42 u. 43 P. A. (S. 20 B. A.) wonach man das geistige Leben eines Individuums von den Eindrücken, welche es in der Wiege erhalte, ableiten soll, ohne auf die von den Eltern und Voreltern herrührenden Anlagen zu achten; schon darum nicht, weil der Verfasser ihnen nicht so treu bleibt, daß man ihn nackt einen Anhänger der theoretisch längst verschollenen, practisch aber in und außer Frankreich noch fortdauernden, Träume des Helvetius von der Gleichheit aller Anlagen nennen dürfte. Wollte ich mich überhaupt auf eine Kritik der Methode, oder der Regeln, die der Verfasser für die Erforschung der Eigenschaften der Völker aufstellt, einlassen, so würde ich zu dem Endausspruche kommen, daß seine Allgemeinheiten so wenig zur Kenntniß der wesentlichen Eigenheiten eines Volkes, eines Staates oder Corporation, als der einzelnen Menschen führen; daß man, statt von Gewohnheiten, Vorurtheilen, Leidenschaften, Ideen und Sitten zu plaudern, tiefer in die menschliche Natur dringen und sich nach den letzten Impulsen (der Quelle aller Strebungen und Interessen) umsehen müsse, und auf diesem Wege zu einem Entwicklungszuge gelange, der, weil er von innern Anlagen ausgehe und sich darauf gründe, nicht so windig von äußern Influenzen abhänge, als des Verfassers Methodenlehre voraussetzt. Ich habe mich anderwärts darüber ausführlich genug erklärt. Da es hier allein darum gilt, die Resultate zu prüfen, welche der Verfasser auf seinem ächten Forschungspfade gewonnen haben will, so brauche ich dessen nicht weiter zu erwähnen, als zur Kritik seiner Resultate gehört. Doch kann ich eine merkwürdige Verwirrung nicht unberührt lassen.

Der Verfasser will, wie gesagt, an eine Analogie zwischen der individuellen und der gesellschaftlichen Entwicklung erinnern, und fällt dabei in den großen Fehler, zu vergessen, daß die Analogie zwischen der Kindheit eines einzelnen Menschen und der Kindheit einer Gesellschaft nur existirt, wenn die Gesellschaft aus Gliedern (Erwachsenen) von der niedrigsten Entwicklungsstufe besteht, aus Erwachsenen, wie sie ohne alle Traditionen gleichsam aus der Hand des Schöpfers hervorgehen. Der Verfasser meint wirklich, es komme bloß auf das Datum des Zusammentritts, des Vereinigens an; und so ist nach ihm die Gesellschaft eben so kindlich und dem Zustande eines wirklichen Kindes vergleichbar, wenn alle Glieder Sprößlinge bereits cultivirter Völker sind, als wenn sie Wilde wären. Darum sagt er S. 43 P. A. (S. 21 B. A., R. Ue. S. 34), Amerika sei das einzige Land, wo man die natürliche und ruhige Entwicklung einer menschlichen Gesellschaft und den Einfluß des ersten Anfanges auf die Zukunft sehen könne, wo man das, was National-Charakter heiße, von seinen ersten Keimen an verfolgen könne. Diese Behauptung erscheint aber um so absurder, wenn man gerade das, was ihr entgegensteht, gleich nachher vom Verfasser selbst hört,

nämlich, daß die ersten Colonisten ziemlich scharfe Züge eines National-Charakters, der von Civilisation gezeugt, mitgebracht hätten.

Weil dem aufmerksamen Leser Dergleichen noch oft aufstoßen wird, so mag er sich zum voraus mit einiger Arznei gegen den Schwindel versehen. Ich muß sogar ankündigen, daß eben unter den oben angeführten Nebelgebilden, welche der Verfasser zur Construction seines Buches beschworen hat, eins ist, was ihm von Zeit zu Zeit wie ein tückischer Kobold in den Weg zu treten und sich seiner Arbeit höhnend zu widersetzen scheint.

Um seinem Gebäude ein recht solides Fundament zu schenken, stellt der Verfasser mit einem großen Nachdrucke an die Spitze seiner Lehren den Ausspruch: Jegliche Eigenschaft des nordamerikanischen Lebens lasse sich ohne Mühe von dem ersten Auftreten (point de depart) der europäischen Sprößlinge in dem neuen Continente erklären; es existire keine einzige Meinung, keine einzige Gewohnheit, kein einziges Gesetz, ja keine einzige Begebenheit, die daraus nicht leicht erklärbar sei. Darauf folgt denn eine kurze Skitze der Emigranten und ihres Treibens — bis zur Lösung der Colonien vom Mutterlande; woraus sich für die Worte „erstes Auftreten" (point de depart) die Bedeutung ergibt, daß darunter jene ganze lange Periode zu verstehen sei. Das wird nun aber kein Leser unter dem Ausdrucke „point de depart" an sich verstehen; und Anfangs muß sich deshalb Jedermann gegen obigen Fundamental-Spruch gestimmt fühlen; was sich später nur zu dem matten Zugeständnisse umwandeln kann, daß er, die seltsame Uebertreibung abgerechnet, eine alte Neuigkeit verkünde, die schwerlich je ernstlich bezweifelt worden sei. Die ganze Welt weiß, daß man für das menschliche Getriebe der Gegenwart in der Vergangenheit die Wurzeln zu suchen hat, und darum ist es auch kein Geheimniß, daß die Eigenschaften des nordamerikanischen Lebens nach der Lösung vom Mutterlande mit dessen vorheriger Geschichte zusammenhängen. Dennoch wird kein besonnener Forscher die Behauptung wagen, daß alle Seiten der Gegenwart, ja gar alle Begebenheiten leicht auf ihre Wurzeln zurückzuführen seien.

Doch ich abstrahire davon, um von der Skitze selbst und ihrem Zusammenhange mit der Gegenwart zu reden. Daß Hr. v. Tocqueville sie so liefert, wie er die einzelnen Theile der Colonisations-Geschichte ansieht, ist natürlich; und da die Menschen verschiedene Augen haben, so muß man auch auf Abweichungen von den Skitzen, die frühere Bücher geliefert haben, gefaßt seyn. Allein da diese Toleranz immerhin ihre Grenzen hat, so fordere ich die Leser auf, hier eine Weile zu prüfen, wie weit sie eigentlich reiche, und ob damit auch Alles zu rechtfertigen sei, was unabhängig von der Geschichte in das Gebiet der Logik gehört?

Um nämlich seinen Fundamental-Spruch nicht umsonst auf-

gestellt zu haben und den darin gebrauchten Worten „point de départ“ einiger Maaßen zu genügen, bemühet sich der Verfasser allerdings schon den ersten Colonisten solche singuläre Färbungen zu geben, die sie vor jeglichen andern Bewohnern der Erde als Phänomene hervorheben sollen, wovon man künftig etwas durchaus Seltsames, ja Wunderbares zu erwarten habe. Nun bitte ich aber zuzusehen, wie ihm das gelingt, und wie Logik, Anthropologie und die unbestrittene Geschichte selbst sich zu seinen Sätzen verhalten.

Nachdem Seite 51 u. 52 P. A. (S. 30 u. 32. B. A., R. Ue. S. 40 u. 42) gesagt worden, daß sich in den Colonisten Neu-Englands der religiöse Fanatism mit den absolutesten demokratischen Theorien confundirt habe, wird es S. 60 u. 61 P. A. (S. 39 und 40 B. A., R. Ue. S. 46) dennoch als eine höchst singuläre Erscheinung notirt, daß ihre Legislation, und namentlich die von Connecticut im Jahre 1650, aus dem alten Testamente geschöpft, indem sie die Gotteslästerung, die Zauberei, den Ehebruch und die Nothzucht mit dem Tode bedroht habe. Die Verwunderung des Verfassers bricht dabei in die Worte aus: Nichts sei singulärer, Nichts belehrender als diese Gesetzgebung. Ich gestehe, daß ich mich nur über ihn wundere, wie ihm eine Erscheinung als durchaus singulär und nur Amerika angehörig, vorkommen kann, wozu er selbst (S. 51 u. 52 P. A., S. 30 B. A.) im Puritanism (als eigenthümlicher Verbindung einer religiösen und politischen Schwärmerei) die europäische völlig zureichende Ursache angegeben hat. Und eben so sehr als über diesen Verstoß gegen die Logik und Anthropologie wundere ich mich über seine Unkunde in der Geschichte, daß er in Amerika als eine höchst belehrende irdische Seltenheit entdeckt, was sich in Europa in jedem christlichen Lande fand und zum Theil noch findet. Welcher Jurist wüßte denn nicht, daß just das alte und neue Testament den größten Einfluß auf die Gesetze von Europa weit über das siebzehnte Jahrhundert hinaus behauptet hat? Der deutsche Jurist hat hiefür in seiner Carolina (dem unter Kaiser Karl dem fünften erschienenen Strafgesetz-Buche) Belege genug, ohne die Gesetze der Päpste und den Gerichtsgebrauch zu berühren. Obgleich man darin dieselben Handlungen mit nicht geringern Strafen bedroht sieht, sucht unser Verfasser solche allen christlichen Völkern gemeinsame Erscheinungen als singuläre der Amerikaner zu schildern, und das trotz seinen, auf so etwas schlecht vorbereitenden, Aeußerungen von S. 45 P. A. (S. 23 B. A., R. Ue. S. 35) über die Verwandtschaft der Amerikaner mit den Britten.

Doch mehr als Verwunderung erregend ist das darauf Folgende. Der Verfasser schließt sein Erstaunen über jene Gesetze von Neu-England mit der Phrase: „Also übertrug man die Gesetze eines rohen und halb-civilisirten Volkes (der Juden) in die Mitte einer aufgeklärten Gesellschaft von sanften Sitten (der

Amerikaner von 1650)." Und derselbe Autor fällt über dieselben Menschen zwei Seiten später (S. 63 P. A., S. 42 B. A., N. Ue. S. 48) — nachdem er berichtet, wie man unter Anderem das Schwören, Lügen, Trinken, Rauchen, ja das bloße Küssen, mit den härtesten Strafen nicht bloß bedrohet, sondern wirklich belegt habe — zur Erklärung solcher Erscheinungen den Ausspruch, daß diese tyrannischen und bizarren Gesetze aus der freien Uebereinkunft der Colonisten (und nicht durch höhere Gewalt) entstanden seien, weil deren Sitten noch herber und puritanischer gewesen als die Gesetze.

Wie soll man eine ähnliche Schriftstellerei commentiren? Dem Verfasser wiederholt zu bemerken, daß im siebzehnten Jahrhundert, von den Zeiten der Hussiten zu schweigen, es vollkommen eben so in Europa und zwar unter Protestanten sowohl als Katholiken hergegangen, daß namentlich auch geistliche und weltliche Gesetzgeber gegen das Schwören, das Trinken und den Taback geeifert, würde ein leichter Vorwurf seyn gegen die Rüge seiner Versündigung an der Logik. Wahrlich es muß schon befremden, wenn der Verfasser die Emigranten des siebzehnten Jahrhunderts schlechthin aufgeklärt nennt. Und dieser Eindruck kann durch die angeführten Einzelnheiten ihrer Legislation nur steigen. Die Aeußerung aber, daß selbige Einzelnheiten aus der Sinnesart und den Sitten der Emigranten geflossen seien, bringt das Befremden just bis zu der Grenze, wo sich der Leser zu dem offenen Widerspruche genöthigt sieht: solche Menschen waren weder aufgeklärt, noch von sanften Sitten. Allein weiter will Hr. v. Tocqueville nun auch unsere Pein nicht treiben, indem er plötzlich in unsere Gedanken umspringt und der Wahrheit den Sieg mit den Worten einräumt: Die Sitten waren noch herber und puritanischer als die Gesetze.

Jedoch geht dieser Umsprung nur auf die Sitten, und berechtigt also nicht, auch das Lob der Aufklärung als zurückgenommen zu betrachten; besonders da wir selbst in der Zeit einer Aufklärung leben, die mit den schlechtesten Sitten ganz vereinbar scheint. In der That unterscheidet der Verfasser das Gebiet der Sitten und der Religion von dem Gebiete des Denkens und des Verstandes fast strenger als die Hierarchie des Mittelalters that. Und da er alle jene Zeichen der Barbarei in den Gesetzen den Sitten und der Religion beimißt, so bleibt ihm natürlich das Gebiet des Verstandes unbescholten. Indeß er fordert vom Leser noch mehr Zugeständnisse. Er will, daß man ihm zugleich einräume, jenes so schroff von den Sitten und der Religion losgerissene Gebiet des Verstandes sei allein das ächte Gebiet der Freiheit und der Politik oder einerlei damit. Daraus folgt aber, daß es auch eine von dem Felde der Politik verschiedene Legislation gebe, die nämlich, wohin jene barbarischen Gesetze gehören. Und daraus folgt weiter, daß es auch eine Theorie, eine Kunst, einen Verstand dazu (insbesondere zum Schutze vor barbarischen Gesetzen) gebe, der so wenig zum Ge-

biete der Politik zu rechnen sei, als zu dem des eigentlichen Verstandes.

Man prüfe dieß sorgfältig. Ich bezwecke damit keine Satyre, sondern nur die Aussprüche des Verfassers zu ordnen. Es ist wahr, Seite 70 P. A. (S. 51 B. A.) scheint er der Religion die erwähnte Eintheilung beizumessen, so, als ob es ein Religions-Dogma der Amerikaner sei, die Politik für das alleinige Gebiet des Verstandes zu halten. Aber was er kurz vorher gesagt hat, beweiset vollkommen, daß er damit seine eigne Ansicht ausspricht. Seite 69 P. A. (S. 49 u. 50 B. A., N. Ue. S. 56) heißt es nämlich: „Die anglo-amerikanische Civilisation ist das Product von zweien völlig verschiedenen Elementen, die sich sonst wohl bekriegen, in Amerika aber wunderbar vertragen. Sie sind: der Geist der Religion und der Geist der Freiheit. Die Gründer Neu-Englands waren zugleich glühende Sectirer und exaltirte Neuerer. In den engsten Banden gewisser religiösen Meinungen gefesselt waren sie frei von allen politischen Vorurtheilen. Daher zwei verschiedene, aber harmonirende Strebungen, wovon man leicht überall die Spuren findet in den Sitten wie in den Gesetzen" *). Daher (heißt es weiter auf der folgenden Seite) rührt es, daß die Amerikaner in der sittlichen Welt (dans le monde moral) einen leidenden, wenn auch freiwilligen Gehorsam zeigen, in der andern, der politischen (also wieder gleichbedeutend mit intellectuellen) Welt: Unabhängigkeit, Verachtung der Erfahrung und Eifersucht gegen Autorität."

Wollte ich dem Leser bloß den Werth des Tocqueville'schen Raisonnements aufdecken, so hätte ich ihn jetzt nur zur Bekanntschaft mit dem vorhin angekündigten Kobolde einzuladen, der in der That die obige Eintheilung sonderbar angrinset. Und dieser Kobold ist nichts Geringeres als der Proteus, den der Verfasser mit dem einfachen Namen „Sitten" (les moeurs) zu gängeln wähnt. Man schlage aber den 2ten Band S. 208 u. 242 P. A. (S. 241 u. 278

*) Dieser neue Gegensatz von Sitten und Gesetzen könnte dem Leser nach der Aeußerung, welche wenigstens die barbarischen Gesetze den Sitten beimißt, auffallen. Doch versichere ich ihn, daß, wenn er an solchen Dingen Anstoß nimmt, er nur mit völlig zerstoßenem Kopfe durch das Werk gelangen wird. Er begnüge sich einzusehen, daß hier die Rede ist von Gesetzen, die nichts mit den Sitten zu schaffen haben. Ueberhaupt würde es ihm die Verfolgung der Kette des Buches ganz verleiden, wenn man bei jedem Ringe an alle Widersprüche erinnern wollte. Wie konnte es z. B. die Lust zur fernern Prüfung steigern, wenn man just hier S. 408 Bd. 2. P. A. (S. 461 B. A.) citirte, wo geradezu von der Religion der Mehrzahl in Nordamerika gesagt wird, daß sie republikanisch und ganz der individuellen Ueberzeugung überlassen sei? oder S. 365 Bd. 2. P. A. (S. 415 B. A., N. Ue. 267 u. 268), wo von der großen Veränderlichkeit der religiösen Meinungen die Rede ist?

B. A., N. Ue. 159 u. 183) auf, um seine tückische Natur näher zu erkennen. Findet sich doch ebendort als eine ausdrücklich für das ganze Buch aufgestellte Definition, daß unter Sitten zu verstehen sei, was die Alten darunter verstanden, der ganze moralische und intellectuelle Zustand eines Volkes (S. 208 P. A. und S. 241 B. A.) oder: alle moralischen und intellectuellen Dispositionen, die der Mensch in den Social-Zustand mitbringe (S. 242 P. A. und S. 278 B. A.). Ich habe die Ahnung, daß hiebei Mancher zu sehr von Gefühlen der Ueberraschung überwältigt werde, und darum will ich den Leser einstweilen sich selbst überlassen, damit er die Augen reibend, sich hinreichend für die Frage sammeln könne, ob die Spuk-Erscheinung von ihm und mir herrühre, oder wirklich von dem Buche des Herrn v. Tocqueville.

Ich muß indeß meinen mehr angedeuteten Zweck verfolgen, und bin zur Anlehnung meiner Erörterungen selbst dabei interessirt, daß der Weiterbau des Verfassers nicht so plötzlich gehemmt erscheine. Darum muß ich mich auch wohl selbst bemühen, den Kobold möglichst abzuwehren, und gewisser Maaßen die Gespenster-Banner nachzuahmen. Bekanntlich richten diese ihre Kunst gewöhnlich dahin, die Gespenster nicht völlig zu vertreiben, sondern auf einen kleineren Raum zu beschränken, weil sie, was sie nicht selbst herauf beschworen haben, auch nicht ganz wegbeschwören können. Just so geht es mir mit des Verfassers Sitten-Gespenst. Ich habe mich zu bescheiden, es mir vorläufig aus dem Wege zu kehren, wohl wissend, daß es irgendwo festen Fuß behalten wird. Auf den Seiten nämlich, wo es mir schwarz auf weiß unter die Augen tritt, vermag ich nichts darüber, wenn ich nicht die Augen ganz für das Buch verschließen will. Bis dahin aber kann ich nicht nur mit offenen Augen davon abdenken, sondern es sogar mit einem andern Phantome bekämpfen: mit der Fiction nämlich, die Definition habe keine rückwirkende Kraft und gehe den ersten Band nicht an.

In Wahrheit einzig mit dieser Fiction scheint mir eine fernere Kritik der merkwürdigen Dichotomie des Verfassers zulässig, worin ich folgender Weise fortfahre.

Schade daß gegen eine so einfache Eintheilung der Lebens-Impulse sich in uns Etwas sträubt, was wir zur Anthropologie zu rechnen pflegen, und zwar nicht nur gegen den über alle Geschichte erhabnen Theil der Anthropologie, sondern eben so sehr gegen die zu ihr gehörige allgemeine Entwicklungs-Geschichte der Menschen und Völker. Und noch mehr schade, daß es auch der speciellen Geschichte der Nordamerikaner widerstreitet.

Wem muß es nicht, um vorerst bei der Anthropologie zu bleiben, widersinnig vorkommen, einen und denselben Menschen für in der Politik durchaus klar und von allen politischen Vortheilen frei, in der Religion (und den Sitten) aber für durchaus unklar, unfrei und fanatisch zu halten? Wie sollte ein und derselbe Mensch

Jegliches, was sein häusliches Leben betrifft, durch eine freiwillige Selbstauflage von jenem scharfen Nachdenken (efforts de l'intelligence), das ihn von allen politischen Vorurtheilen erlöst habe, erimiren können, um es wie ein frommes Lamm dem ewigen Regimente eines starren ungeprüften Glaubens zu überantworten? Beispiele von einem ewigen Regimente eines ungeprüften Glaubens kann es überhaupt nicht geben; wenigstens können wir sie nicht als gesunde Lebenserscheinungen betrachten, ohne zugleich eben jenes dem gesunden Leben eigene Fort-Entwickeln zu läugnen, welches vorzüglich an der sich verändernden Vorstellung von höhern Wesen und der Gottheit statthat, geschweige daß wir damit eine hohe politische Einsicht vereinbar denken könnten, eine Einsicht, die ja ihre Wurzeln in denselben reinen Vorstellungen von den Verhältnissen des Menschen zum Universum und zu seinen Nebenmenschen hat, wovor auch jeder religiöse Fanatism schwinden muß.

Doch der Verfasser achtet es für überflüssig, tiefer in die Anthropologie zu dringen, als die Ausdrücke „Gewohnheiten, Vorurtheile, Religion, Freiheit, Ideen, Aufklärung" und ähnliche reichen. Das sind, wie gesagt, seine Elemente, wodurch er mit eleganter Gewandtheit (freilich hin und wieder unter Beziehung auf das Wunderbare) zu den höchsten Resultaten über das menschliche Getriebe gelangt, oder doch zu gelangen glaubt. Darum ist auch die Kritik dispensirt, die Anthropologie gegen ihn zu vertheidigen, und darf ohne Verzug wieder zur Geschichte schreiten, worin er die Stützen für seine Lehren in aller Fülle zu finden meint.

Um die Aufklärung der ersten Colonisten zu beweisen, stellte der Verfasser, wie der Leser sich erinnern wird, die Behauptung auf, daß Religion und Sitten nichts mit der Aufklärung zu schaffen hätten, mit andern Worten, daß für die Aufklärung und den Verstand die Politik das einzige Feld sei. Und nachdem er dann die schlechten Gesetze zu der Religion und den Sitten verbannt, blieb ihm das Feld des Verstandes einstweilen unverdächtig. Um nun aber fortzubauen, soll auch die Stärke des Verstandes und die Höhe der Aufklärung positiv bewiesen werden, und dazu däucht es dem Herrn v. Tocqueville durchaus genügend auf folgende geschichtliche Punkte hinzuzeigen, die er als entscheidende Merkmale der Befreiung von allen politischen Vorurtheilen betrachtet: erstens die Theilnahme des Volkes an den politischen Geschäften; zweitens die freie Bewilligung der Auflagen; drittens die Verantwortlichkeit der Beamten; viertens die individuelle Freiheit und fünftens das Geschwornen-Gericht. (S. 64 P. A., S. 43. B. A., R. Ue. S. 52.)

Es ist wahrlich peinlich zu lesen, mit welchen Phrasen diese Punkte als Producte einer tiefen Weisheit angestaunt werden, da ja der trockne Historiker ganz Dasselbe schon vor vielen Jahrhunderten an der germanischen Entwicklung erblickt. Wer wüßte denn nicht, wie die alten Germanen bereits in ihren Wäldern

die öffentlichen Angelegenheiten behandelten? Wer im Geringsten zweifelt, der sehe nur die Capitel 11 und 12 von Tacitus über die Germanen an. Wer hätte nie etwas von den Mayfeldern erfahren, die noch spät im Mittelalter vorkamen? Wer wüßte nicht, daß just das Geschwornen-Gericht aus den germanischen Wäldern stammt? Lehrte doch der Hauptschriftsteller über das brittische Recht (Blackstone, lib. IV cap. 33), vor etwa hundert Jahren schon, daß man diese wichtigste Gewähr der öffentlichen und häuslichen Freiheit den Sachsen verdanke. Wenn also zu solchen politischen Instituten die höchste menschliche Weisheit gehört, so besaßen sie die alten Sachsen in Germanien eben so gut als die Puritaner in Nordamerika. — Indeß man kann sich die Mühe sparen, von außen her Argumente gegen die singuläre Weisheit der ersten Colonisten zu ziehen, da das Buch selbst Stoff genug anbietet. Seite 45 P. A. (S. 23 B. A., R. Ue. S. 35) sagt der nämliche Kämpfer für die exclusive Einsicht der Amerikaner, zur Zeit der ersten Emigration aus Britannien habe dort bereits die Communal-Freiheit existirt, jener fruchtbare Keim freier Institutionen, wie er sie nennt. Damit sei zugleich das Princip der Volkssouverainität in dem Busen der Monarchie der Tudors gewesen; wie man überhaupt das geistige Leben der Britten für die Wurzel der Eigenschaften der amerikanischen Colonisten zu halten habe. — Uebrigens möge sich der Leser nicht zu sehr wundern, daß der Verfasser diese Stelle hier, wo es ihm darum geht die Amerikaner als durchaus originell in der Politik zu zeichnen, ganz ignorirt, da er es ja ebenfalls that, wo er ihre Originalität in der Religion (und den Sitten) beweisen wollte. Lieber begleite er mich zu der Musterung, wie er sein Dogma von der politischen Originalität ferner durchführt.

Seite 58, 59 ff. P. A. (S. 38, 39 u. 44 B. A., R. Ue. S. 45) sagt er: schon die ersten Emigranten hätten sich wie völlig unabhängig von England benommen, jeden Augenblick Souveränitäts-Rechte ausgeübt, und von 1641 an sei die Volkssouverainität auch wörtlich ausgesprochen worden durch die General-Versammlung von Rhode-Island; indeß man sich in Massachusetts 1650 von dem in England herkömmlichen Gebrauche, den Namen des Königs an die Spitze der gerichtlichen Befehle zu setzen, entfernt habe.

Ist es nicht absurd, hiebei gar nicht der just in selbige Jahre treffenden Periode Cromwell's zu gedenken, die ja in Britannien ähnliche Erscheinungen hervorrief? So verzerrt der Verfasser absichtlich oder aus Uebereilung die Geschichte, um die nach Amerika ausgewanderten Britten als singuläre Wesen, und damit die jetzigen Nordamerikaner als vom Ursprunge an von den übrigen Europäern verschiedene Menschen zu zeichnen.

Wer sich von der Natur dieses Wahnes noch mehr überzeugen will, der blicke auf Seite 72 P. A. (S. 52 B. A., R. Ue. S. 64). Nach der Aufstellung seines Satzes: „das nordamerikanische Leben

sei von sogenannten Elementen, die mit Europa nichts gemein gehabt, abzuleiten, nämlich von dem puritanischen Fanatism und den sublimen Lehren von der Freiheit", spricht der Verfasser auch von einigen Neben-Dingen, die, weil die Emigranten sich nicht ganz von ihnen zu lösen vermocht, außer jenen Haupt-Elementen einen geringen Einfluß behauptet hätten. Darum unterscheidet er Gebräuche und Ideen, die den Emigranten (innerlich, wesentlich) eigen, von andern Gebräuchen und Ideen, die ihnen von ihrer Erziehung und nationellen Tradition her bloß anhängig gewesen, und diese letzteren ordnet er dann, um die Unterscheidung recht scharf einzuprägen, unter die Rubrik „englischen Ursprungs" im Gegensatze der Rubrik „puritanischen Ursprungs."

Ist es nicht eine seltsame Erscheinung, daß in unserer Zeit ein Schriftsteller über Länder und Völker Alles, was wir unter Nationalität und Abstammung zu begreifen pflegen, als bloße Nebensache behandeln kann? und zwar gegen eine wandelbare religiöse Richtung, die selbst, wie auch Seite 45 u. 56 P. A. (S. 23 u. 35 B. A., R. Ue. S. 35 u. 43) ausdrücklich zugegeben wird, aus der Nationalität und Abstammung hervorgegangen ist, und in Nordamerika nie crasser existirt hat als in Europa, nicht bloß in Britannien, sondern auch, freilich unter andern Namen, auf dem Continente? Es ist schwer zu bestimmen, ob die Verstöße gegen die Logik und Anthropologie oder die gegen die Geschichte ärger sind, wenn man Dergleichen zu der Weise hält, worin der Verfasser seine Sprüche von der ursprünglichen Souverainität der Amerikaner geltend macht. Seite 59 P. A. (S. 37 B. A., R. Ue. 43) will er uns sogar lehren, daß es den Staaten Neu-Englands wirklich von jeher überlassen gewesen, sich selbst zu gouverniren; da doch jedes Blatt der Geschichte von Gouverneuren eben dieser Staaten redet, die von den Königen Englands ernannt oder bestätigt wurden, von Gouverneuren, die unzählige Mahl als Agenten der Krone dem Willen der Colonisten mit Erfolg entgegenwirkten, wie es insbesondere auch die letzten Gouverneure von Massachusetts (des sog. Heerdes der Demokratie), und namentlich Hutchinson gethan. Indeß warum diese Anrufung der ächten Geschichte, da der nämliche Verfasser später Seite 90 P. A. (S. 75 B. A., R. Ue. S. 80) sagt, daß die Volks-Souverainität sich bis zur Lösung von England habe verbergen müssen.

Aehnliche Widersprüche gegen untergeordnete Sätze finden sich, ich wiederhole es, überall im Buche. So z. B. heißt es Seite 51 P. A. (S. 29 B. A., R. Ue. S. 39) die Colonisten Neu-Englands hätten keineswegs materielle Güter gesucht, als sie ihr Vaterland verlassen, sie hätten vielmehr den Triumph einer Idee verfolgt. Seite 70 P. A. (S. 50 B. A., R. Ue. S. 56) aber heißt es, diese Menschen hätten den materiellen Gütern mit demselben Eifer nachgerungen, als den geistigen und insbesondere den religiösen. Ferner Seite 46 P. A. (S. 24 B. A., R. Ue. S. 35) wird für die

Behauptung, daß alle Colonien in Amerika den Keim der completen Demokratie besessen, der Beweis gegeben: die Emigranten hätten keine Idee irgend einer Superiorität des einen über den andern gehabt, weil sie Arme und Unglückliche gewesen. Armuth und Unglück sei die allerbeste Gewähr der Gleichheit, und nur Unglück und Armuth habe zur Emigration bestimmt. Trotz dem heißt es Seite 51 P. A. (S. 29 B. A., N. Ue. S. 39) gerade von den Colonisten Neuenglands, welches stäts (wie Seite 37, 43, 49, 56 B. A., S. 59 folg. P. A.) als der Ursitz der Demokratie, und zwar wegen der Gleichheit seiner Bewohner, behandelt wird, daß sie keineswegs aus Noth oder Armuth ausgewandert seien. Allein ich bedarf des Raumes zu sehr für die Ungereimtheiten in Sätzen, die als fundamentale dargeboten worden; und noch weniger kann ich jeden Verstoß gegen die Geschichte berühren, wie z. B. daß Seite 66 P. A. (S. 45 u. 46 B. A., N. Ue. S. 54) für die exclusive Weisheit der Amerikaner angeführt wird, sie seien die Ersten, deren Gesetze für die Armen gesorgt hätten, da doch schon lange vorher in England (unter der Königinn Elisabeth) Armentaxen existirten. Auch werde ich mich nicht mit den Blößen jeglicher Phrasen, die als traits (d'esprit) erscheinen, befassen. Nur bei dem gegenwärtigen zweiten Capitel, das als die Basis aller andern gelten soll, mag einmal auf so etwas hingedeutet werden. Seite 65 P. A. (S. 44 u. 45 B. A. N., Ue. S. 52 u. 53) heißt es nämlich: „in Europa habe der politische Organism oben begonnen und sei allmählig nach unten vorgedrungen; in Amerika sei es umgekehrt gegangen: dort seien zuerst die Communen entstanden, dann die Grafschaften, darauf die Staaten und endlich der Bund. So sei die Communal-Unabhängigkeit — worin noch immer das Lebensprincip der amerikanischen Freiheit sitze — der erste Grund des Ganzen." Diese Aussprüche enthalten nichts als alte von selbst begreifliche Wahrheiten und falsche Neuigkeiten. Jedermann weiß, daß beim Colonisiren der neuern Völker die Staaten nicht plötzlich entstehen. Die Staaten jenseits der Alleghanys entstehen noch immer so, wie die alten entstanden sind, weil es der Gang unseres bisherigen Colonisirens nicht anders mitbringt. Wiewohl nun Europa nicht auf ähnliche Art occupirt worden ist (wenigstens nicht von den Germanen), als Amerika, und der politische Organism ganzer Völker vielleicht im größten Theile von Europa eher war als die Gruppungen, welche Gemeinden heißen (was der Verfasser zwar Seite 81 B. A. (N. Ue. S. 85) für unmöglich erklärt): so ist obige Antithese doch keineswegs zu rechtfertigen. Ueber die Länder Europa's gab es von jeher so gut eine Obergewalt als über Nordamerika; und hier fehlte es so wenig an freiem Spielraume für das Entstehen der Gemeinden von unten herauf, als dort. Wie verschieden auch die Interessen der einzelnen Ansiedler erscheinen, die Zahl der Städte, welche in Europa von oben herab (d. h. durch Stiftung der höchsten Staatsgewalten) entstan-

den, ist sehr geringe gegen die aller Gemeinden, die von unten herauf entstanden sind. Ist die Vorstellung des Verfassers also schon insofern verkehrt, so ist sie es noch mehr, insofern sie den Gedanken umschließt, als ob das Entstehen der Gemeinden irgendwo außer dem allgemeinen Staatsverbande statt gehabt. In Europa wie in Amerika nahm freilich die höchste Staatsgewalt erst dann Notiz von den Menschen und ihren Gruppen, wenn sie da waren. Allein jeder Weiße, in Nordamerika wie in Europa, der zum Entstehen einer Gemeinde beitrug, wußte sehr wohl, daß sie innerhalb des allgemeinen politischen Bandes entstand. Und bloß wegen des spätern Einflusses dieses Bandes in Europa auf die Gemeinden kann man doch sicher nicht sagen, daß sie von oben herab entstanden seien. Aber eben so verkehrt ist es, bei den amerikanischen Gemeinden den politischen Schutz, worunter sie entstanden, für null zu halten. Wer wüßte denn nicht, daß die Bundesgewalt just den amerikanischen Colonisten an den Grenzen der Cultur im Westen fast unentbehrlich ist? Ich erinnere nur an die jüngsten Indianerkriege und die Kette von kleinen Vesten dagegen. Wer wüßte nicht, wie unentbehrlich der Schutz Englands den ersten Emigranten war, nicht allein gegen die Indianer, sondern auch gegen die Franzosen, die Spanier und die Holländer? Es ist wahr, die colonisirenden Familien haben stäts über Mangel an Schutz geklagt. Aber das darf niemanden verleiten zu glauben, er habe ganz gefehlt. Es ist nicht zu läugnen, daß die in Schultheorien befangenen Politiker auch in Nordamerika dem Colonisiren entgegen gewirkt haben. Allein die Macht der Politiker ist von der Macht ihres Objectes, der Staaten und des Bundes zu unterscheiden. Unbekümmert um ihren Willen zwang die letztere Macht die Beamten, für die Bevölkerung, welche sich instinctartig über den Westen ausbreitete, zu schützenden Maßregeln. Und so ist es sehr gut vereinbar, zu sagen, daß die Politiker dem Colonisiren mehr geschadet als genutzt hätten und daß dennoch die Macht des Ganzen den einzelnen Colonisten zum unentbehrlichen Schutze gereicht habe.

Um nach dieser Einschaltung den Faden des Buches, oder doch das als Faden Dargebotene, weiter zu verfolgen, ersuche ich den Leser, zuvor einen allgemeinen Rückblick auf den Inhalt des zweiten Capitels zu werfen. Ich gestehe, daß es mir wie ein verworrenes Magazin vorkommt, worin der Verfasser eine Menge Materialien, gute und schlechte, ja völlig unvereinbare, bunt durch einander aufgehäuft hat, um nach Belieben darin finden zu können, was er später zu seinen Bau-Experimenten zu bedürfen glaubt. Was er indeß für das Wesentlichste ausgibt, ist, daß die Colonisten Neuenglands den Puritanism und den Geist der Freiheit mitgebracht hätten. Den Puritanism sucht er dahin näher zu charakterisiren, daß die Religion in Allem, was nicht in das Gebiet der Politik gehöre, wie die Gottheit selbst geherrscht und vor jeglicher Speculation und Neuerung bewahrt habe. Ausdrücklich rechnet er hiezu die Sitten

und setzt deren Gebiet mit den Worten „monde moral" der monde politique (als einerlei mit dem intellectuellen Gebiete) entgegen (was, wie gesagt, der im zweiten Bande gegebenen Definition von moeurs direct widerstreitet). Eine andre Bezeichnung oder Begrenzung seines politischen Gebietes findet sich im zweiten Capitel nicht, und ich muß die Leser bitten, sich bei der Unbestimmtheit einstweilen zu beruhigen. Für seine Worte „Geist der Freiheit" ergibt sich aber das Nähere, daß er darunter versteht das Streben nach Volkssouverainität, und selbiges wieder für gleichbedeutend nimmt mit demokratischer Richtung. Die letztere erklärt er dann ferner aus der (äußern und innern) Gleichheit der einzelnen Colonisten. Wie schlecht es ihm bei der weitern Ableitung dieser Gleichheit gegangen ist, indem er just bei seinen Prototypen der Demokratie, den Neuengländern, davon verlassen wurde, wiederhole ich nicht. Wir wollen sehen, wie lange ihm die übrige Ableitung Stich hält.

Zweiter Abschnitt.

Mit dem dritten Capitel schickt sich der Verfasser an, sein Magazin zum wirklichen Bauen zu benutzen, beginnt aber ebenfalls mit einer Bemerkung über seine Methode, die ihn nur mehr in Widersprüche stürzt. Er gebraucht nämlich dabei den Ausdruck „geselligen Zustand" (état social) von neuem, und zwar nicht beiläufig, sondern um ein selbstständiges Object zu bezeichnen, was er den Leser sorgfältigst zu betrachten einladet. Er gebraucht ihn, wie gesagt, im Gegensatze der Worte „politischer Zustand", wie bereits S. 45 P. A. (S. 22 B. A., R. Ue. S. 35). Allein das ist auch die einzige nähere Bezeichnung, und der Leser, welcher sich dennoch anstrengt, zu bestimmten Merkmahlen zu gelangen, stößt Seite 105 P. A. (S. 92 B. A., R. Ue. S. 91) auf eine Definition von Social-Interessen, die seine Verlegenheit aufs Aeußerste bringt. Denn dort werden selbige Interessen, gerade der scharfen Charakterisirung wegen, den Communal-Interessen entgegengestellt; und im zweiten Bande Seite 1 kommt gar der Ausdruck „societé politique" vor. Ich werde mich wohl hüten, diese Schwierigkeiten lösen zu wollen, da ich gleich in der ersten Anwendung des Wortes Social-Zustand (état social) noch größere erblicke. Das Capitel fängt nämlich mit dem Rathe an, um die Gesetze und Sitten (worunter man hier die Ideen, welche das Betragen leiten, mit verstehen soll) eines Volkes kennen zu lernen, müsse man damit beginnen, seinen socialen Zustand zu studiren. Denn dieser Zu-

stand sei die erste Ursache der meisten Gesetze, Gewohnheiten und der das Betragen leitenden Ideen. Danach hätte man sich also vor Allem einen von den Gesetzen, Gewohnheiten und Sitten unabhängigen socialen Zustand zu denken; und der Verfasser nimmt an, daß ein solcher unabhängiger Zustand auch bei dem Volke, wovon hier die Rede ist, bei den Nordamerikanern, wirklich existirt habe. Der Leser mag es versuchen dem Rathe zu folgen. Mir hat es mit jeglicher Anstrengung der Phantasie nicht gelingen wollen, mich zu der Vorstellung eines geselligen Zustandes ohne Gesetze, Gewohnheiten und Sitten zu erheben. Und da man das im Allgemeinen Undenkbare auch nicht im Besondern für wirklich halten kann, so mußte mir die Anwendung des Theorems nicht minder mißlingen. Sollte sich indeß jemand mit mehr Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, als ich besaß, der Arbeit unterziehen, so möge er erfahren, daß just der Anwendung des Theorems auf die Nordamerikaner das Buch selbst durch eine frühere Stelle den Weg versperrt hat. Ist uns doch Seite 44 und 45 P. A. (S. 21, 22 folg. B. A., R. Ue. S. 34 u. 35) vom Verfasser berichtet worden, daß bereits die ersten Colonisten deutliche Züge eines National-Charakters, daß sie Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten mitgebracht hätten, die in der engsten Verbindung mit dem jetzigen Zustande seyen!!!

Dennoch ist es für die Kritik des Werkes wichtig zu lesen, wie dem Verfasser selbst die Abstraction gelungen ist, und wie er erst dadurch die demokratische Richtung der Nordamerikaner erkannt zu haben glaubt. Wiewohl er uns eben diese Richtung früher, z. B. Seite 45 u. 46 P. A. (S. 23 u. 24 B. A., R. Ue. S. 35), nicht mehr und nicht weniger genau zu kennen schien: däucht es ihm doch das Resultat seines Studiums des Social-Zustandes zu seyn; was er darum auch als eine sehr fruchtbare Entdeckung behandelt. Indem er nämlich an seinem abstracten Social-Zustande, als erstem Erzeuger der Sitten und Gewohnheiten (S. 75 P. A., S. 55 B. A., R. Ue. S. 66), — der gewöhnlichen Augen als ein leerer Rahmen, eine tabula rasa vorkommen möchte —, die ziemlich palpable Qualität des éminement démocratique wie eine ursprüngliche Mitgift erblickt, meint er damit das wahre Ei vor sich zu haben, woraus sich alles Gegenwärtige in Nordamerika leicht ableiten lasse. Schade nur, daß einige Seiten vorher (z. B. Seite 46 P. A., S. 24 B. A., R. Ue. S. 35 u. 36) dieselbe demokratische Qualität für eben so alt als Sitten und Gewohnheiten erklärt worden, und es sich also mit der weitern Fruchtbarkeit des Eies völlig so verhält, als mit der Fruchtbarkeit seiner Mutter, des abstracten Social-Zustandes. Was aber am meisten stört, ist das sich wieder vordrängende Grinsen des Koboldes, der uns die 242ste Seite (die 278ste Seite der brüsseler A.) des 2ten Bandes citirt, wo ihm klar seine Geburt vor dem Social-Zustande eingeräumt worden.

An diesen Gallimathias schließt sich ein wunderliches Spiel mit dem Worte „demokratisch," was allein genugsam bekundet, wie trefflich der Verfasser das Object, worüber das ganze Buch geschrieben ist, bewältigt hat. Man höre. Seite 74 P. A., S. 55 B. A. (R. Ue. S. 66) heißt es, der Social-Zustand erzeuge und beherrsche die Sitten. Darauf heißt es, Seite 75 P. A., S. 56 B. A., in Nordamerika sei dieser Social-Zustand höchst demokratisch. Jedermann wird daraus den stillen Schluß ziehen: also müssen demgemäß auch die Sitten seyn. Um Verzeihung lieber Leser, so geht es nicht. Denn Seite 87 u. 88 P. A., S. 69 u. 70 B. A. (R. Ue. S. 77 u. 78) heißt es wieder: „ein solcher höchst demokratische Zustand passe eben so gut für die Freiheit (was mit „Volks-Souverainität einerlei gilt) als für die Despotie; — weil „ja die Gleichheit sowohl existire, wenn Alle Rechte hätten, als wenn Keiner Rechte habe, und weil die Gleichheit doch eigentlich mehr das Ziel der demokratischen Richtung „sei als die Freiheit. Darum müsse — damit aus der „höchst demokratischen Natur eines Volkes nicht die Despotie eines „Einzelnen entstehe, sondern die Freiheit oder die Volkssouveränität — noch etwas Anderes hinzutreten. Und dieses Andere „wäre auch die wahre Ursache, daß die Nordamerikaner der Despotie glücklich entwischt seien (que les Anglo-Americains „ont été assez heureux pour échapper au pouvoir absolu)". Und was muß denn hinzutreten? Wörtlich übersetzt: „Die Umstände, die Abstammung, die Einsichten und vor Allem die Sitten „(Seite 88 P. A., S. 71 B. A., R. Ue. S. 79)". Ja, vor Allem die Sitten, lautet mein Commentar dazu, das heißt: just Dasselbe, was nach dem Vorherigen schon zu dem état éminement démocratique gehört, was sowohl nach der Logik des Verfassers dazu gehört, als nach seinen geschichtlichen Citaten!!!

Auf einen ähnlichen Unsinn stößt man auch wieder im zweiten Bande (Seite 242 folg. P. A., S. 278 folg. B. A.). Dort heißt es: „Es ist wahr, die Anglo-Amerikaner haben in die neue Welt „die Gleichheit der Zustände (conditions) mitgebracht; der Unterschied von Adel und Bürgerlichen existirte nie da; auch gab es „weder Vorurtheile der Geburt noch Vorurtheile der Gewerbe (professions). Also war der Social-Zustand so demokratisch, daß die „Demokratie leicht ihr Reich gründen konnte. Allein", fährt der Verfasser fort, „ganz Dasselbe fand sich auch in Süd-Amerika, „welches doch die Demokratie nicht ertragen kann": Und ohne in diesem Gerede einen Widerspruch zu ahnen, gelangt er abermahls zu dem Satze, „daß noch Etwas zur demokratischen Natur hinzukommen müsse, damit sie herrschen könne, nämlich die Sitten „(les moeurs)". Hier ist jedoch der ächte unangreifbare Sitz des tückischen Koboldes, der den Autor noch nebenbei deshalb verspottet, daß er die oben bezeichneten conditions, insbesondere die Vorurtheile der Geburt und der Gewerbe, lieber zu den zufälli-

gen äußern Umständen zählt, als zu dem Gebiete der Sitten; obgleich er auf eben diesem Blatte selbiges Gebiet über alle intellectuelle und moralische Dispositionen erstreckt hat.

Ich zweifle nicht, daß die geringe Mühe des Nachschlagens der bisher bezogenen Stellen für Jedermann zum allgemeinen Urtheile über das Buch hinreiche. Allein da das Object an sich und unabhängig von den Gedanken des Verfassers für die civilisirte Welt wichtig genug ist, so will ich, wie gesagt, dem Publicum nicht bloß den negativen Dienst leisten, zu zeigen, daß bei Hrn. v. Tocqueville der rechte Aufschluß nicht zu finden sei, sondern insofern dessen Irrthümer sich über die Hauptseiten des nordamerikanischen Lebens verbreiten, den wahren Zustand kurz notiren. Darum wieder zur Verfolgung des Fadens.

Dritter Abschnitt.

Wir haben gesehen, wie der Verfasser sich anstrengte, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft in Nordamerika von einem abstracten Gesellschafts-Zustande abzuleiten, und wie er, nachdem seinem Abstrahiren der höchst demokratische Charakter, einer Urqualität gleich, widerstanden, davon (obwohl mit einigem Straucheln) die Sitten und Einsichten (lumières) als völlig verschieden behandelte, um sie für den spätern Schlußsatz aufzubewahren: „der „demokratische Social-Zustand allein habe so leicht zur Despotie als „zur Demokratie führen können, und der günstige Ausgang sei lediglich den Sitten beizumessen". Wie folgsam nun auch ein Leser diesem Raisonnement geblieben seyn möge, schwerlich wird er nach einer solchen Wendung die Neugier unterdrücken, die angebliche Ursache des großen Resultates näher zu beschauen, d. h. nach der Bedeutung der wenigen Buchstaben „Sitten" zu forschen. Aber just hier läßt ihn der Verfasser plötzlich im Stiche, wie es scheint, aus bloßem Eifer, die einmal glücklich bis zur Volks-Souverainität deducirte Entwicklung jetzt aus dem fruchtbaren Inhalte selbigen Wortes noch weiter zu deduciren. Erst im zweiten Bande soll sich mit dem Auftreten des Koboldes das Räthsel lösen; dort soll der Leser erfahren, daß nichts weniger als der ganze moralische und intellectuelle Zustand der Amerikaner die Ursache ihrer Freiheit und Volks-Souverainität sei. Und falls ihm selbiger Kreis dann noch nicht weit genug zur Erklärung dünken möchte, so darf er auch die circumstances und lumières (die ja als Zugabe zu den Sitten vorkamen), hinzunehmen. Doch halten wir den Spuk einstweilen fern.

Tröstlich muß es nach so vielen bedenklichen Stellen der bisherigen Bahn die Leser immerhin ansprechen, endlich etwas vor sich zu haben, was ihnen der Verfasser wie eine Ruhestätte, einen Hafen anbietet. In der That gelingt es ihm, sein obiges Resultat der Deduction, durch einen kleinen Zusatz, in einen Zwischen-Keim, in eine Art Ganglion zu verwandeln, wovon er ohne Schwierigkeit so viele neue Fäden zieht, als er nur zu gebrauchen glaubt. Er fügt nämlich zu dem Worte „Volks-Souverainität" den Zusatz „Princip," und hält es wirklich für einerlei zu sagen, die Amerikaner seien (auf die angegebene Weise) zur Volks-Souverainität oder, sie seien zum Principe der Volks-Souverainität gelangt. Aber eben das ist es, was mich zu einer Bemerkung nöthigt, die für die richtige Beurtheilung des nordamerikanischen Lebens mehr leisten kann als alle anderen. Ich beginne damit, den Lesern zuzumuthen, bevor sie sich auf die Ableitungen des Verfassers einlassen, die Bedeutung des Ausdruckes „Volks-Souverainität sowohl, als die des zusammengesetzten „Princip der Volks-Souverainität" zu prüfen. Obgleich das Buch hiezu nicht die leiseste Ermahnung enthält, so scheint es mir doch kein unbilliges Verlangen zu seyn; da es ja sicherlich nicht darum geht aus Worten, sondern aus Vorstellungen und Begriffen zu deduciren. Leider ist es sehr gewöhnlich, auf Worte zu stoßen, denen gar keine Vorstellungen angehören; aber das ist es nicht, warum ich die präparatorische Forderung mache. Es ist gewißlich nicht zu läugnen, daß es in einzelnen Köpfen eine Vorstellung gibt, wofür die Worte „Princip der Volks-Souverainität" passen. Es gilt hier nur um die Frage, ob dieses Princip und jegliche Vorstellung davon ein bloßes Gedanken-Ding (eine bloße Einbildung) oder ein wirklich bestehendes Etwas sei; und selbige Frage trifft (um uns an dem einzelnen Falle zu halten) genau mit der zusammen, ob ein solches Princip in dem nordamerikanischen Volke existire, oder noch bestimmter, ob es in der Mehrheit der Köpfe existire.

Wäre darunter die Meinung zu verstehen, daß die gesammte Regierung (Alles was zum Begriffe von Staatsgewalt und Staatsorganism gehört) des Volkes wegen, für das Wohl des Volkes da sei, so würde man schwerlich bei irgend einem Amerikaner vergebens nachfragen. Versteht man jedoch darunter nicht bloß den Satz „Alles für das Volk!", sondern recht eigentlich den „Alles durch das Volk!", so sieht es anders aus. Offenbar ist der letztere Satz ein Ergebniß unserer Schul-Theorien über die beste Regierungsform, und setzt also bei Jedem, der ihn nicht als nacktes Stichwort oder Losung besitzen soll, Bekanntschaft mit diesen Theorien voraus. Nun aber wolle doch niemand an das Wunder glauben, daß man in Nordamerika so etwas von selbst lerne. Ich habe wahrlich eine günstige Meinung von den Amerikanern, d. h. von der Volksmasse; die Meinung nämlich, daß deren Mehrheit sich nicht nur besser betrage als die Mehrheit irgend eines andern Vol-

kes, sondern auch bessere Einsichten habe. Allein nichts kann verkehrter sein, als dabei an eine Einsicht zu denken, die sich bloß durch anhaltende Reflexionen im reifen Mannesalter über die höchsten politischen Theoreme erringen läßt. Die Amerikaner bekunden im Allgemeinen mehr Einsicht in den Geschäften des Privatlebens als die Europäer. Auch trifft man bei ihnen ziemlich allgemein jene politischen Kenntnisse, die im gewöhnlichen Getriebe der Welt ohne besondere Anstrengung der Reflexion zu erreichen sind; z. B. Bekanntschaft mit dem Formellen ihrer Communal-, ihrer Staats- und ihrer Bundes-Einrichtungen; was freilich gegen den Zustand in Europa schon viel ist. Aber ich warne nochmahls, man schließe daraus nicht weiter; und statt sich durch Deklamationen von der politischen Weisheit in Nordamerika zu dem Wahne verleiten zu lassen, diese Weisheit schwebe dort, wie eine inspirirende Gottheit, über Jedermann in der Luft, möge der Leser bedenken, daß sie überall auf der Erde nur in individuellen menschlichen Köpfen wohnen kann, und daß die dazu passenden Köpfe auch in Nordamerika nicht aus dem Boden hervorschießen. Man bedenke ferner, um sämmtlichen übertreibenden Einbildungen von der geschichtlichen Vorbereitung der menschlichen Keime im neuen Lande selbst zu begegnen, daß die meisten brittischen (wie deutschen) Einwanderer der neuesten Zeit sehr bald eben so gute Amerikaner werden, als die eingebornen; was, ich gebe es zu, von den französischen Emigranten nie zu rühmen war.

Dieselbe Richtung indeß, welche die Masse der Amerikaner von langen Reflexionen über die Politik überhaupt abhält, schützt sie auch vor den mannigfaltigen theoretischen Verirrungen. Und wenn der einen oder der andern unserer politischen Theorien der Fanatism eigen ist, daß die Geschichte und ihre Früchte in der Gegenwart sich allen Experimenten der sogenannten Reformer willig fügen müßten, ohne daß der Gesammtheit gegenüber von erworbenen Rechten der Individuen die Rede seyn dürfe, so ist auch davon die Mehrheit des Volkes in Nordamerika durchaus frei.

Soviel zur Vorbereitung meines Ausspruches, daß zwar in Nordamerika eine Volks-Souverainität bestehe, aber nicht durch ein Etwas bestehe, das man Princip nennen könne; weil hier das öffentliche Leben so wenig als das Privat-Getriebe einem festen Principe folge, weil hier, just weil es demokratisch hergeht, in den politischen Verhandlungen keine andere Impulse entscheiden, als sich in den Köpfen der Mehrheit regen. Wer also aus dem Principe der Volks-Souverainität den amerikanischen Zustand erklären will, der unternimmt die Ableitung aus einem Phantome. Freilich entsprechen die politischen Institute in Nordamerika der theoretischen Forderung „daß das Volk sich selbst regieren solle" mehr wie irgendwo in Europa. Allein diese Erscheinung ist dennoch aus keiner theoretischen Forderung hervorgegangen; darum nicht, weil eben die Menge, ohne deren Willen und

Kräfte sie nicht möglich gewesen wäre, von keinen Theorien wußte, und eigentlich nur negativ, durch den Verlust ihres Herrschers (des Königs von England), zur Freiheit gelangt ist. Die Freiheit der Nordamerikaner, d. h. ihre Abhängigkeit von sich selbst, hat heutzutage nicht mehr mit einem positiven Principe zu schaffen, als bei ihrem ersten Entstehen, der Lösung von Britannien. Ganz andere Impulse, als ein sogenanntes demokratisches Princip, haben zu dessen Lösung geführt. Es war gerade der große Fehler der britischen Regierung, daß sie sich einbildete und einbilden ließ, die Gährung werde lediglich von einem solchen Principe erzeugt; da doch die mächtigsten Demagogen nichts weiter thun konnten, als den allen Theorien fremden Stoff, welchen sie im Volke vorfanden, benutzen, und insbesondere mit der Theorie, die gar keine Rechte eines Erbfürsten anerkennt, sowenig über die Amerikaner vermochten, daß sie allein mit dem ihr direkt widerstreitenden Grunde „der König habe seine Rechte verwirkt" durchdrangen.

Sonderbar, an einem andern Orte seines Buches (Bd. 2. S. 251 P. A., S. 287 B. A.) gesteht der Verfasser selbst, es sei für die Demokratie minder wesentlich, daß durch das Volk regiert werde, als daß Alles, was geschehe, für das Wohl des Volkes geschehe. Er räumt dabei zugleich ein, daß für jedes Volk die Aufgabe, sich selbst zu regieren, strenge genommen, unausführbar sei, daß jede Gesellschaft sehr viele Geschäfte einzelnen Personen überantworten müsse; und findet es darum auch nicht wesentlich, ob der Chef der executiven Gewalt auf vier Jahre oder auf längere Zeit gewählt werde. Ja sogar die Erblichkeit dieser Stelle erklärt er für vereinbar mit der Demokratie. Solche Gedanken hätten ihm billig einigen Zweifel lassen sollen, ob denn wirklich in Nordamerika eine damit streitende Lehre (dogme, wie er sich ausdrückt) nicht bloß existire, sondern herrsche. In diesem Zuge würde er wahrscheinlich zu der Erkenntniß gediehen seyn, daß in Nordamerika zwar die Mehrheit darin einstimmig ist, die Regierung sei nur für das Wohl des Volkes da (ein Satz, der auch der Monarchie nicht zuwider ist), daß aber in Betreff der Beschaffenheit der höchsten Behörden die constante Einstimmigkeit nicht weiter reicht, als die von England hervorgerufene Abneigung gegen einen König, sammt der Neigung einen großen Bund zu bilden; daß mithin insofern die nordamerikanische Legislation allerdings auf dem Volksgeiste beruhe, im Uebrigen hingegen hauptsächlich von Theoretikern (von Staatsmännern) herrühre und von diesen auch in der Fortdauer mehr abhängig sei als vom Volke. Der Verfasser bemerkt Seite 73 Bd. 1. P. A. (S. 54 B. A.) selbst, daß ein Volk (eine Demokratie) die bürgerlichen Gesetze am wenigsten ändere, weil es dafür zu geringe Kenntnisse besitze und von den Juristen zu sehr abhänge. Hier war er auf der Spur, die er unglücklicher Weise zu schnell verloren hat. Sie würde ihn bald zu den Gedanken in meinem „Europa

und Deutschland ꝛc." geleitet haben. Wiewohl ich mich auf dieses Werk im Ganzen beziehen muß, so rücke ich doch eine Stelle wörtlich hier ein. Seite 172 Bd. 1. heißt es: „Insofern es auf schär„feres Nachdenken über die Bedingungen des Lebensglückes über„haupt ankommt, sieht es in Amerika eben so dunkel aus als in „Europa. Wo irgend Anstrengungen für das Gesammtwohl nöthig „sind, die über den sogenannten gesunden Menschenverstand hin„ausgehen, da zeigen sich darum auch die Folgen der allgemei„nen Schwäche der neuern Cultur (der Reflexions-Producte). „Das gilt insbesondere von der Rechtspflege. In den meisten Zwei„gen der Civil- und Criminal-Gesetzgebung, worin der bloße ge„sunde Menschenverstand nicht viel vermag, herrschen die Ansichten „und Theorien der Juristen und Staatsmänner fast eben so un„umschränkt als in Europa." Durch ähnliche und andere Stellen suchte ich bereits damahls der Befangenheit entgegenzuwirken, wovon alle bisher in Europa gedruckten Urtheile über den Zustand der Amerikaner ausgegangen sind. Es ist dieselbe Befangenheit des Herrn v. Tocqueville, welcher mit den Reflexions-Producten der höhern Classen beschäftigt, für das fast instinctartige Leben der Menge zu blind ist, darin die wahre Quelle des jetzigen Zustandes wie des vergangenen zu erblicken. Unsere gesammte politische Weisheit, nicht etwa bloß die politische Schwärmerei, ist noch tief in den Irrthum versenkt, als ob das Wesentliche des Volksgetriebes in den höhern Classen stecke. Und daher rührt sowohl der überall verbreitete Wahn, selbiges Getriebe durch Theorien und Legislationen nach Gefallen lenken und umwandeln zu können, als auch der nicht minder allgemeine Hang, bei der Prüfung des Zustandes der Amerikaner zu viel Gewicht auf die Legislation und insbesondere auf die Theile der Legislation zu legen, welche allein oder hauptsächlich den Legisten unterthan sind. Daher rührt es ferner, daß just unsere Politiker (nicht etwa nur die Feinde der Volksherrschaften), in Nordamerika selbst angelangt, sich ziemlich unbehaglich fühlen, und über Täuschungen klagen. Ein Regiment wie das nordamerikanische ist kein Regiment von Theorieen, und darum stößt ein starrer Theoretiker auf Manches, was ihm anarchisch vorkommt. So sehr ihm die allgemeinen Formen des politischen Lebens (deren Consequenz, wie gesagt, nicht von der großen Mehrheit, sondern von Staatsmännern stammt) gefallen mögen: an den einzelnen Lebensbewegungen darin trifft er Unzähliges zu tadeln. Und (was ihn in seinem Mißmuthe noch bestärken wird), die amerikanischen Politiker stimmen im Grunde ihres Herzens in seinen Tadel ein. Darin können sie sich nämlich von den Europäern nur durch eine gewisse Toleranz unterscheiden; weil ihre Theorien keine andern sind, als die der gemeinsamen neuern Schulen. Der Verfasser hat zwar eine Ahnung, daß es Etwas in den Völkern gebe, was nicht durch Reflexionen und Legislationen zu beherrschen und zu modeln sei. Allein wie weit

sie reicht, beweisen seine verworrenen Reden über „Sitten"; bei welchem Worte er vielleicht auch dunkel an das instinctartige Treiben der Masse gedacht hat, aber so dunkel, daß seine Definition im zweiten Bande ihn völlig darüber wegführte. Denn wie sollte derjenige, welcher mit dem gesammten moralischen und intellectuellen Zustande der Völker überhaupt als einem gleichartigen Elemente schaltet und, statt sich in nähere Unterscheidungen einzulassen, dem amerikanischen Volke geradezu eine geistige Gleichheit beimißt, den Gegensatz der fast instinctartig lebenden Classen zu der reflectirenden erkannt haben?

Vierter Abschnitt.

Hiemit bin ich wie von selbst zur Kritik der vom Verfasser geschilderten Gleichheit in Amerika und seiner Folgerungen daraus gelangt. Offenbar hat ihn zu seinem Glauben an eine beinahe vollkommene Gleichheit der Umstand verleitet, daß die höchsten und die niedrigsten Stufen in den Vereinigten Staaten fehlen, daß es dort einer Seits keine Fürsten und anderer Seits keine Bettler gibt. Darum aber die Ungleichheiten in den Zwischen-Classen als unbedeutend zu behandeln, ist um so unverantwortlicher, da just sie gegenwärtig in beiden Welttheilen überaus wichtig für die Politik geworden sind. In beiden Welttheilen sind nämlich in ihnen die Haupt-Elemente zu suchen, welche die große Spaltung der Völker in die sogenannten demokratischen und aristokratischen Richtungen erzeugen. Man höre mich näher. In Bezug auf den Umfang dieser großen Spaltung ist die menschliche Gesellschaft in Nordamerika allerdings insofern gleicher, als ihr die Fürsten und die Bettler fehlen. Aber darum ist noch keineswegs Alles eben.

Ich schreibe zunächst für die Deutschen und so wähle ich auch zum Vergleiche vorzugsweise Deutschland. In Deutschland nun werden zwar die Fürsten schon durch das Volksleben, wie es sich mit seinen Wurzeln in der Vergangenheit gegenwärtig äußert, (d. h. ohne Gesetze und Zwang) so emporgehalten, daß ihnen von selbst ein politischer Einfluß zufallen muß. Allein was für den übrigen Adel im Volke spricht, ist weit unwirksamer und verleihet heutzutage bloß eine Anwartschaft auf Rang in der Gesellschaft, die erst durch persönliche Qualitäten realisirt werden muß. Dennoch ist es mehr als was sich durch baares Geld erringen läßt; wie sich am deutlichsten bei Adels-Diplomen offenbart, wofür das Volk keinen andern Grund entdecken kann, als den des Reichthumes.

Insofern ist freilich der Versuch, der Geschichte das alleinige Recht zu adeln abzustreiten, gänzlich mißlungen. Daß aber immerhin selbst das kahlste Diplom durch das Alter gewinnt und die bebrieften Familien in den spätern Generationen dem geschichtlichen Adel näher und näher rücken, daran liegt es, daß die Freigebigkeit mit Adels-Diplomen so sehr geholfen hat, die Kluft zwischen dem Adel und den Bürgerlichen auszufüllen. Wie sollte auch die Volksmeinung, — die doch mit dem Steigen des Geistigen im Volke ebenfalls geistiger werden muß, — Bürgerliche, mit einer über zwei und drei Jahrhunderte langen Reihe ehrbarer Ahnen (deren es viele in Deutschland und besonders am Niederrheine gibt), Adelichen nachordnen, deren Stammbaum schon in den ersten Generationen rückwärts auf die Abhängigkeit des Hofgesindes leitet? Gerade dieß und daß unter den Bürgerlichen selbst ein Rang-Unterschied statt hat (und zwar sehr oft schon durch die Geburt statt hat), welcher die *ersten* Classen von den untersten weit mehr entfernt als vom Adel, erklärt es, daß *innere* Qualitäten von Zeit zu Zeit Personen bürgerlicher Abkunft hoch über den gewöhnlichen Adel emporheben; wie wir z. B. an Washington und Franklin in Amerika und an berühmten Dichtern, Künstlern und Gelehrten in Europa erfahren haben und fortwährend erfahren.

Sieht es aber wirklich so in *Deutschland* aus, so wolle sich doch niemand über *Nordamerika* so arg täuschen lassen, zu glauben, als ob dort *gar nichts* von dem, was man Vorurtheile der Geburt nennt, geblieben wäre. Auch dort, wie sogar unter den Wilden, legt die Welt (von Gesetzen und Politik unabhängig) einiges Gewicht auf die Abstammung; und die Schultheorien, daß die Erziehung Alles thue, haben dieß so wenig vernichtet als die politischen Sprüche von der angebornen Gleichheit. Wie man schon im *Anfange* des Colonisirens die Augen vorzugsweise auf die Söhne der in der alten Heimath bekannten und ausgezeichneten Familien eher warf als auf andere, so fanden auch später immer wieder Söhne von Vätern, die sich auf dem *neuen* Continente auszeichneten, in der Volksmeinung Vorschub. Und insofern ist es in Nordamerika nicht anders als in denjenigen Gegenden Europa's, wo es keinen *gesetzlichen* Unterschied der Stände gibt. Nur *jene* Ungleichheiten, wodurch die europäischen Gesetzgeber (die preußischen z. B.) veranlaßt worden, zwischen Honoratioren und Nichthonoratioren zu unterscheiden, sind in Nordamerika (von Negern und Mulatten abstrahirt) weniger bemerkbar. Aber durchaus verkehrt würde es seyn zu glauben, daß sie gänzlich fehlen. Und um darüber und ihre Bedeutung für die Politik zu klaren Vorstellungen zu leiten, muß ich von neuem an die Spaltung der Völker in Demokraten und Aristokraten erinnern. Eben weil sich selbige Spaltung in Nordamerika *ohne* Fürsten stark genug äußert, und in Europa die Fürsten sich an sie (den einen oder den andern Theil) anlehnen müssen, ohne eine davon völlig gesonderte *dritte* Parthei

von erheblicher Kraft bilden zu können, darum sind die Ungleichheiten, worin sie sich gründet, die wichtigsten für die Politik. Und weil der Politiker die Ursachen dieser Spaltung in Nordamerika so wenig übersehen darf als in Europa, deshalb nannte ich es vorhin unverantwortlich, daß der Verfasser durch seinen Bericht von der vermeintlichen Gleichheit der Nordamerikaner dem Glauben an solche Ursachen geradezu entgegenwirkt. Daran reihet sich zum Uebermaaße der Vorwurf eines Widerspruches, der mehr als alle anderen das Buch herabsetzt. Derselbe Verfasser, welcher im ersten Bande von einer Gleichheit berichtet, die, wenn sie wirklich bestände, die Spaltung in Demokraten und Aristokraten ganz unmöglich machen würde, redet im zweiten Bande S. 435 folg. und besonders S. 441 V. A. (S. 383 folg. und 389 P. A.) von einer Demokraten-Parthei, die der Bundesgewalt stets widerstrebt und sie nach und nach bis zur befürchtenden völligen Ohnmacht geschwächt habe. Wie unklar ihm überhaupt der Partheigeist vorschwebt, zeigt noch mehr das eigene Capitel darüber (Bd. 2. Cap. 3.). Dessen Kritik gehört natürlich mit hieher. Aber hoffentlich wird man mir nicht zumuthen, alle Verkehrtheiten zu rügen, und mir lieber erlauben, mich neben meinen gegenwärtigen Aeußerungen auf meinen Reisebericht und auf beide Bände meines „Europa und Deutschland ꝛc." zu beziehen. Darum nehme ich den Faden meiner Erörterungen über die verkannten Ungleichheiten folgender Maaßen wieder auf.

Wie in Europa alle zwischen den Fürsten und den Bettlern schwebenden Classen in die zwei großen Rubriken „Honoratioren und Nicht-Honoratioren" zerfallen, so trifft die gesammte nordamerikanische Bevölkerung eine analoge Theilung, wiewohl sie sich in den Formen des Verkehres minder schroff äußert. Wenn in Nordamerika auch das Gewerbe an sich von den Honoratioren nicht ausschließt, so gehört darum noch nicht jeder Handwerker zu den Honoratioren. Und wenn der allgemeine Gebrauch des „Herr" (sir und gentleman), so wie auf dem Lande und in kleinen Städten das Speisen der Taglöhner an dem Tische der Herrschaft, wie auch daß es in den Dampfschiffen an der östlichen Küste nur eine Ordnung von Plätzen gibt, dagegen zu zeugen scheint, so zeugt der Rang der Gasthäuser weit entschiedener dafür. Habe ich doch mehrmals persönlich bemerkt, daß des bloßen Aussehens wegen Leute aus Gasthöfen weggewiesen wurden, ohne daß sie nur wagten, von gleichen Rechten zu reden, wie es bei ähnlichen Vorfällen in Europa zu geschehen pflegt. Auch darf ich versichern, daß in denjenigen Dampfschiffen, wo es keine Rang-Abtheilungen gibt, strenger auf das Aussehen der Reisenden gehalten wird, als bei vielen europäischen Fahrposten. Eben so wenig ist entgegen, daß in schwach bevölkerten Strichen die Theilung schwächer empfunden wird, weil es ja in Europa nicht anders ist. Die Analogie muß aber darum nothwendig existiren, weil den Ungleichheiten,

woraus die europäische Scheidung hervorgeht, in Nordamerika analoge zur Seite stehen.

Es fordert gewißlich keine Anstrengung zu begreifen, daß jene Ungleichheiten, welche von Verschiedenheit in den Anlagen und in der Erziehung herrühren, in Nordamerika nicht so gänzlich fehlen können, als der Verfasser zu schildern sucht. Und wenn mein nackter Gegenbericht nicht hinreicht, so brauche ich mich nur auf die Anthropologie des Lesers zu stützen, die sicher nicht gestattet anzunehmen, daß die in Amerika für Gewerbe Erzogenen den für die Wissenschaften und politischen Aemter Erzogenen (von Aerzten und Theologen zu schweigen) geistig gleich seien. Freilich ist es nicht allein die innere Ausbildung, was zu den Honoratioren stempelt. Es gehört auch ein gewisses Aeußere dazu und insofern Geld. Aber das ist wieder in beiden Welten einerlei. Wer keinen ordentlichen Rock kaufen kann, der darf so wenig in Amerika als in Europa in einer sogenannten guten Gesellschaft erscheinen. Nur der einzige Umstand, daß es in Amerika leichter ist einen guten Rock zu erwerben, macht dort den Zutritt zu den Honoratioren leichter. Und noch mehr erleichtert diesen Zutritt, daß die ungünstigen Vorurtheile gegen die Gewerbe fehlen. Aber das ist auch Alles; und wer die Vorurtheile der Geburt hinzurechnen will, der vergißt, daß selbige in (dem westlichen) Europa wohl gesellige Absonderungen bewirken, allein über die generelle Theilung in Honoratioren und Nicht-Honoratioren nichts mehr vermögen.

Obiges wolle jedoch niemand so verstehen, als ob ich die Ausdrücke „Aristokraten und Demokraten" den Ausdrücken „Honoratioren und Nicht-Honoratioren" gleichstelle. Ich bezweckte bisher bloß, das Gebiet im Allgemeinen zu bezeichnen, wo die Wurzeln der politischen Spaltung zu suchen seien. Und um mich der Bestimmtheit mehr und mehr zu nähern, setze ich jetzt hinzu, daß zwar überall die Aristokraten vorzugsweise unter den Honoratioren zu treffen, aber keineswegs alle Honoratioren Aristokraten sind. Eben so sind die meisten Demokraten unter den Nicht-Honoratioren, aber darum ist beides noch nicht eins. Um zu genauern Vorstellungen zu gelangen, betrachte man den Antheil, welchen an der politischen Spaltung die geistige Ungleichheit hat, schärfer. Zum Honoratioren-Stande gehört zwar eine gewisse Bildung, allein ganz und gar nicht der Grad von Bildung, welcher jene geistige Ungleichheit bedingt. Nur eine solche höhere Bildung vermag die Menschen in Aristokraten und Demokraten zu scheiden, welche aristokratische Richtungen erzeugt; und unter diesen Richtungen ist als die allgemeinste auszuheben, das Streben nach Reflexionen zu leben (Europa und Deutschland Bd. 1. S. 133 u. 134). Die erste Wirkung der steigenden Bildung ist überall und immer ein gewisser Widerstand gegen die Eindrücke des Augenblickes, ein Streben, über diese Eindrücke eine gewisse Herrschaft zu behaupten. Je höher die ächte Bildung ist, desto besser steht es um

die dem Geiste angehörigen Vorstellungen, Regeln, Grundsätze (oder wie man es sonst nennen will), wonach er selbige Herrschaft zu führen trachtet. Eben diese höhere Bildung ist aber stäts vorzugsweise unter den Honoratioren zu suchen; und wenn sie auch unter ihnen bisher nirgend sehr häufig war, so war sie doch noch weit seltener in den niedern Classen.

Nun fordere ich jeden Leser auf zu sagen, ob der hiemit angedeutete Unterschied unter den Menschen nicht vor allen andern zu prüfen sei, wenn von Ungleichheiten die Rede ist, worin sich die politischen Spaltungen gründen, um für die von der Welt so leichtsinnig gebrauchten Wörter „Aristokraten und Demokraten" einiger Maaßen haltbare Vorstellungen zu erlangen. Ueber die Rücksichten auf äußere Güter kann man sich wegsetzen, wenn politische Gestaltungen es verlangen. Allein die Impulse der höhern Einsicht zu verläugnen, dazu vermag uns nur eine überwältigende Noth, und ein vertragartiges Nachgeben ist dabei undenkbar. Hierauf stütze ich den Ausspruch, daß in Europa wie in Amerika die ewige Wurzel der politischen Spaltung dieselbe sei, weil in beiden Welttheilen dieselbe höhere Bildung sei, eine Bildung, welche auch die Fürsten unserer Zeit mehr zu Aristokraten machen kann, als sämmtliche Vorzüge in Rang, Macht und Reichthum. Wie oft es von ihnen auch räthlich gefunden werden möge, die Demokraten gegen die Aristokraten zu gebrauchen, der letzte Wunsch der ächten Bildung muß immer bleiben, die Gebote der Einsicht gegen die Impulse des Augenblickes zu schützen. Mit andern Worten: wie oft ein Fürst auch den Aristokraten entgegen wirken möge, die höhere Bildung wird ihn stäts von neuem ihnen nähern; vorausgesetzt, daß diese Bildung überhaupt unter den Aristokraten sei, woran bei unserer Stufe der Entwicklung so wenig zu zweifeln ist, als daß sie allen Fürsten fehle.

Da es jedoch um den Zustand in Nordamerika geht, so erinnere ich an die große Zahl der dortigen höhern Lehranstalten. Nach einem kürzlich erschienenen Taschenbuche für Reisende durch die Vereinigten Staaten, von Bromme, soll es deren neun und siebenzig geben. Und das Verhältniß der Studierenden zur Bevölkerung betreffend, kommt in den östlichen Staaten (dem sog. Neuengland) auf 1118 Einwohner ein Studierender, in den mittlern auf 1844 einer, in den südlichen auf 2612 einer, in den westlichen auf 3516 einer. Zur Vergleichung sind die europäischen Verhältnisse wie folgt bemerkt: in England 1 auf 1132, in Preußen 1 auf 1470, in Schweden und Norwegen 1 auf 1732, in den Niederlanden 1 auf 1979, in der Schweiz 1 auf 2655, in Dänemark 1 auf 3342, in Neapel und Sicilien 1 auf 3590, in Oesterreich 1 auf 3760 und in Frankreich 1 auf 5140, welchem letzten Verhältnisse kaum der junge Staat Missouri (mit 1 auf 5503) nachsteht. Was hier aber hauptsächlich zu beachten, ist das Verhältniß der ganzen Bevölkerung der Union zur Gesammtzahl der

Studierenden, welches, da auf 2000 Köpfe ein Studierender kommt, günstiger klingt als das Verhältniß für die cultivirtere westliche Hälfte von Europa. Die Zahl aller Studierenden in den Vereinigten Staaten beträgt mithin zwischen sechstausend und siebentausend; und einem solchen Lande mißt Herr von Tocqueville mehr geistige Gleichheit bei, als seinem Frankreich, das mit der doppelten Bevölkerung kaum so viel Studierende zählt. In demselben Taschenbuche findet sich auch eine höchst interessante Notiz über die Gründung einer neuen Universität im westlichen Theile des Staates Neuyork, für die allein in dem Städtchen Buffalo (von etwa 8000 Einwohner) zweimalhunderttausend (sage 200,000) Dollars geschenkt worden ist, und zwar von einzelnen Personen 15,000 Dollars, vielleicht ein Drittheil ihres ganzen Vermögens. Mit Recht ruft der Verfasser dabei aus: „und noch zweifelt man an dem Fortgange der höhern Bildung in Nordamerika"?! Wie soll man hienach die Behauptung des Herrn von Tocqueville „daß es in Nordamerika fast gar keine Gelehrten-Classe gebe", commentiren? Mit welchem Lande Europa's vergleicht er denn Amerika? Sogar am Ohio und Mississippi ist das Verhältniß der Gelehrten zur Bevölkerung größer, als, die Hauptstadt Paris eingerechnet, in Frankreich.

Aber auch in anderer Hinsicht sind die Amerikaner sich so gleich nicht, als Hr. v. Tocqueville glaubt. Insbesondere ist die Ungleichheit in der Fähigkeit für viele Staatsämter bei ihnen eben so als in Europa; und es fällt selbige keineswegs schlechthin mit der vorigen zusammen. In allen christlichen Völkern bringt es die Erziehungsweise und der Zustand der Legislation mit sich, daß die höhere Bildung gewisser Maaßen unabhängig seyn kann von der Kenntniß der Gesetze, und namentlich von derjenigen Gesetz-Kenntniß, welche zur Verwaltung vieler Aemter gehört. In Europa befördern diesen Zustand die Legislatoren mehr und mehr, und einige haben bereits allgemach einen solchen Wirrwarr erzeugt, daß just die höhere Bildung am wenigsten gestimmt ist, sich darum zu kümmern, wenn sie nicht muß. Indeß auch in Nordamerika ist die Civil-Gesetzgebung antiquarisch-chaotisch genug, ihr näheres Studium für und für als Berufssache einer Kaste zu conserviren. Und darum ist auf dem einen Continente wie auf dem andern, neben der höhern Bildung, die Fähigkeit zu Staatsämtern als eine zweite geistige Ungleichheit und Quelle aristokratischer Interessen auszuheben.

Drittens ist der Glaube an eine Gleichheit in äußern Gütern nicht minder irrig. Freilich steht dem Ueberflusse in Nordamerika keine europäische Armuth entgegen. Allein die Ungleichheit im Vermögen ist immerhin der Art, daß sie einen merklichen Einfluß auf die Scheidung in Honoratioren und Nicht-Honoratioren übt, und einen noch merklichern auf die Scheidung in Aristokraten und Demokraten. Der Handwerker und Landbauer erntet zwar für mäßige Anstrengungen einen heitern Lebensgenuß. Aber zu einem Reichthume, der ihm zum Honoratioren-Stande verhelfen

könnte, bringt es die Mehrheit erst im spätern Alter oder gar nicht. Und trotz dem allgemeinen Vorschub der bessern äußern Lage gibt es auch in Amerika Unfälle und Gebrechen, die stäts verhindern müssen, daß nicht Alle reich werden. Anderer Seits ist der Reichthum Mancher so groß, auch ohne den Gegensatz europäischer Armuth sehr hervorzutreten. Das gilt vom Innern wie von den Küsten, wiewohl die Küstenstädte der Beispiele am meisten darbieten; wie Neuyork, wo Hunderte Familien leben, die Millionen besitzen sollen. Lieferte uns doch jüngst die augsburger allgemeine Zeitung die fast fabelhaft klingende Nachricht, daß die nackten Hausplätze der im vorigen Jahre abgebrannten Straße dieser Stadt zu dem enormen Preise von 50,000 (sage fünfzigtausend) Dollars für fünf und zwanzig Fuß Front und siebzig bis achtzig Fuß Tiefe verkauft würden.

Nimmt man hiezu viertens die Ungleichheiten durch politische Verdienste und andere Auszeichnungen, wie durch Entdeckungen und Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten, sammt dem überall einiger Maaßen auf die Nachkommen forterbenden Rufe der Väter, endlich die vom Alter abhängenden Verschiedenheiten in Stimmung und Interessen und den durch die neuere Cultur gebornen Einfluß der Weiber (welcher der Gleichheit um so mehr entgegenwirkt, je weibischer die Männer sind): so ergibt sich leicht, daß wenn es auch in Nordamerika demokratischer aussieht als in Europa, darum die Aristokraten keineswegs fehlen noch fehlen können. Und um dem Verfasser in seinem Streben nach geistreichen Sprüchen einmal zu begegnen, erkläre ich, daß es in Nordamerika nicht darum demokratischer aussieht, weil es an Aristokraten mangelt, sondern weil die Demokraten dort weit aristokratischer sind als in irgend einem Lande von Europa. Ja fürwahr, wenn man warnen muß, die nordamerikanischen Aristokraten nicht mit den europäischen zu verwechseln, so ist es doppelt und mehrfach nöthig zu warnen, die nordamerikanischen Demokraten nicht für europäische, weder für englische, noch für französische zu halten. Weil in Nordamerika kein Pöbel den Aristokraten gegenübersteht, weil ihnen keine zu ewiger Armuth verdammte Classe gegenübersteht, weil dort die Körper-Arbeiten von den Sprößlingen der edelsten Geschlechter so wenig verachtet werden als von den alten römischen Patriciern, darum ist die Kluft nicht so groß als in Europa. Weil es in Nordamerika viel leichter ist zum Range der höhern Classen zu gelangen als in Europa, darum kann die Spannung nicht so gefährlich seyn als in Frankreich oder England: ein Resultat, was freilich der durch den Tocqueville'schen Bericht beförderten Meinung, daß es in Nordamerika unfeiner hergehe als in Europa, arg widerstreitet. Nur der eigentliche auf unsere Fürstenhöfe beschränkte Hofton fehlt, keineswegs aber der Ton der ächten höheren Bildung.

Schließlich könnte ich wider die Reden von einer ursprünglichen

Gleichheit in Nordamerika des Herrn von Tocqueville eigne Erwähnung „der hohen Classen" daselbst (z. B. Seite 91 Bd. 1 P. A., S. 76 B. A.) gebrauchen, wenn es noch zur Ueberzeugung der Leser nöthig wäre, dessen Schwanken zu notiren.

Fünfter Abschnitt.

Eine andere Erörterung, die hieher gehört, betrifft die Lehre, daß die demokratische Partei dem Centralisiren widerstrebe, daß sie der gefährlichste Feind der Bundes-Gewalt sei, selbige bereits sehr geschwächt habe und dereinst ganz aufzulösen drohe. Diese Lehre kommt zwar erst im zweiten Bande vor. Allein sie ist sichtbarlich mit dem vorhin über das Princip der Volks-Souverainität und die politischen Partheien Gesagten in engster Verbindung.

Ich wiederhole nicht, daß dem Verfasser im ersten Bande (Seite 161 P. A., S. 152 B. A., S. 133 N. Ue.) eine entgegengesetzte Aeußerung entwischt ist. Ich möchte sie lieber völlig ignoriren, da immerhin der im zweiten Bande Cap. 10 ausführlich vertheidigte Ausspruch als seine eigentliche Meinung erscheint: wenn ich die Erörterung nicht gleich mit der Behauptung beginnen müßte, daß strenge genommen weder das Eine noch das Andere wahr sei, nämlich insofern der Verfasser von einem planmäßigen Streben rede. Man höre weiter. Ich habe im vorigen Abschnitte gesagt, die Mehrheit in Nordamerika verfolge durchaus kein Princip, weder ein Princip der Volks-Souverainität, noch ein anderes; weil die meisten einzelnen Köpfe, welche diese Mehrheit ausmachen, so wenig von politischen Principien wüßten, als die Masse in europäischen Völkern. Denselben Grund gebrauche ich auch jetzt. Er reicht vollkommen hin, alles Gerede des Verfassers zu widerlegen und zu beweisen, daß überhaupt kein planmäßiges Streben, kein Streben nach einem Endziele bei der Mehrheit möglich ist. Und nur um über die Widerlegung hinaus den Lesern näher zu zeigen, wie sich dann das amerikanische Volk (in seinen beiden Partheien) zu den Behörden, zu den Communal-, Staats- und Bundes-Autoritäten verhält, fahre ich fort wie folgt.

Wie in aller Welt, so ist es auch in Nordamerika mit dem Menschen, daß er am liebsten sich selbst überlassen ist und am liebsten nichts Anderem gehorcht als seinen eigenen Eingebungen. Aus dieser einfachen Natürlichkeit erklärt sich auch einfach der treue Bericht des Verfassers, daß die Amerikaner die Obrigkeit als ein nothwendiges Uebel betrachten. Aber jetzt forsche man nur eine Weile weiter, um die Wahrheit ganz zu entdecken. Jene natürliche Stim-

mung der Menschen muß sich begreiflich, wenn sie überhaupt existirt, sicher da äußern, wo ihr Etwas entgegenwirkt. Und das wird bei den auf die Interessen des häuslichen Kreises (auf die Geschäfte des Privatlebens) gekehrten Bürgern eher die nächste Obrigkeit seyn als die entferntere; in Nordamerika also die Communal- und die Staats-Obrigkeit eher als die Bundes-Obrigkeit; eben weil die Fälle, wofür die Bundes-Beamten die unmittelbare Obrigkeit der Privatpersonen sind, viel seltener vorkommen. Was ist nun einleuchtender, als daß sich ein Bürger, dem die unteren Beamten den Weg sperren, in einem Gebiete, worin, wie Jedermann weiß, der Widerstand innerhalb der Gesetze bleiben muß, an höhere Beamte wendet? Mithin den Satz „daß die Menschen ungern gehorchen" vorangestellt, schließt sich von selbst daran der zweite „daß sie gegen eine niedere Macht eine höhere suchen werden, und zwar so lange aufsteigend wie möglich". Diese Neigung kann sich aber in der sogenannten constituirenden Richtung nicht anders offenbaren, als daß sie den Communal-Beamten unterthan, in Collisionen damit, nach Staats-Beamten strebt, und in Collisionen mit den letztern nach einer noch höhern Gewalt, der Bundes-Gewalt. Hiemit will ich vor Allem zeigen, wie die Bundesgewalt, da die Communal- und Staats-Gewalten bei der Lösung von England schon da waren, durch bloße instinctartige Impulse der Menge vorbereitet wurde, und daß die Redactoren der Gesetze nur als Geburtshelfer dafür gewirkt haben. Mir scheint diese Erkenntniß so wichtig, für die Beurtheilung des ächten Verhaltens der Majorität zur Central-Macht und ihrer Dauer, als irgendwo, für die Beurtheilung eines Erzeugnisses und dessen Dauer, die Erkenntniß der erzeugenden Kräfte seyn kann. — Doch um selbiges Verhalten, so wie das Verhalten der Majorität zur Obrigkeit überhaupt, näher zu erkennen, erwäge man ferner, daß die nämlichen instinctartigen Impulse eine noch höhere Spitze würden hervorgerufen haben, wenn der gesunden Vernunft eine höhere als die höchste denkbar wäre. Weil das nun nicht anging, so wurde die constituirte Bundesgewalt für ihre eigene Mutter, die constituirende Productivität, zur Schranke. Mit andern Worten: die Quelle der Productivität, die Abneigung zu gehorchen, dauerte zwar fort, aber sie hatte sich in einer Richtung erschöpft und mußte künftig ihr Spiel anderwärts treiben. Hiebei erinnere man sich indeß, daß es einzig darum gilt, die Erscheinungen innerhalb der Gesetzlichkeit zu begreifen, um die Gedanken von Jeglichem abzuziehen, wozu der absolute Ungehorsam oder ein solcher Abscheu vor Gesetzen, wie er sich wohl bei der Wildheit oder Verdorbenheit findet, führen mag. In diesem Sinne nehme man insbesondere den weiterleitenden Satz auf, daß die instinctartigen Impulse sich fortan nur auf die, innerhalb des einmal gebornen Organism, möglichen Neuerungen kehren konnten, und prüfe alsdann, wie überhaupt oder in Bezug auf sel-

bigen Organism Aenderungen möglich schienen und noch heutzutage scheinen.

Die am meisten in die Augen fallende ist die Aenderung des Personals der Behörden, und darauf richtet sich darum auch die Abneigung zu gehorchen vorzugsweise und erzeugt die das gesammte Volk durchdringenden Wahlbewegungen.

Eine zweite Aenderung ist denkbar in dem Organism der einzelnen Behörden an sich, ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zu einander. Und dabei ist wieder vorzüglich auf die mögliche Vertheilung ihrer Gewalt unter mehrere Personen und die Concentrirung in die Hände einer einzigen zu achten. Man weiß, welche Besorgnisse von jeher gegen die Stellung einer einzigen Person an die Spitze des Bundes laut wurden, so ungefährlich auch stäts eine analoge Einrichtung in dessen Gliedern, die Staaten heißen, geschienen hat. Indeß besitzt der Präsident des Bundes bis jetzt viel zu wenig von der Bundesgewalt, als daß er durch den offenbarsten Verrath die allgemeine Unabhängigkeit ernsthaft bedrohen könnte. Eine andere Frage aber ist, ob die Stimmung der Mehrheit für die Vergrößerung seines Antheiles wirke. Und davon ist wieder völlig zu unterscheiden, ob selbige Stimmung auf eine Vergrößerung der Bundesgewalt an sich, auf Kosten der Staats- und Communal-Gewalten, gehe. Hätte der Verfasser diese Unterscheidung nicht vernachläßigt, so würde er manchen Irrthum in seinem Raisonnement über Ent-Centralisation vermieden haben.

Eben weil die Mehrheit unfähig ist, die wichtigsten Aemter zu verwalten, deshalb wird ihre Abneigung zu gehorchen stäts von einer gewissen Abneigung gegen das Personal der höhern Aemter begleitet. Und, welche Befriedigung diese Abneigung auch in dem Wahl-Wechsel finden möge, immer bleibt der Zustand der Masse sehr fern von der Wahrheit des Satzes „daß sie sich selbst regiere", und (worauf es hier ankommt) nicht minder fern von dem Glauben daran, so oft es ihr auch in öffentlichen Reden und Schriften vorgesagt wird. Ohne Schwierigkeit läßt sich das aus vertraulichen Gesprächen mit den schlichten Landleuten ermitteln, oder wenn man Gelegenheit hat, ihre aufrichtigen Ergießungen bei Widerwärtigkeiten zu hören. Nicht einmal auf die Communal-Interessen paßt der Satz, geschweige auf die Staats- und Bundes-Angelegenheiten. Die Aristokraten erscheinen einem Jeden, der sich auf die ächte Bedeutung dieses Wortes versteht, sowohl vorzugsweise im Besitze der Staats-Aemter als der Bundes-Aemter. Und von dieser Seite leidet also die natürliche Regel, daß die Abneigung zu gehorchen sich stärker gegen die nähern als gegen die entferntern Beamten äußere, keine Ausnahme. Daß aber die Interessen an sich die Menge mehr an die Staats-Behörden fesseln als an die Bundes-Behörden, oder mehr gegen die letztern verstimmen als gegen die ersten, wie der Verfasser behauptet, ist durchaus falsch. Wenn es schlechterdings systematische Gegner des

Bundes geben soll, so suche man sie nur ja lieber unter den Aristokraten als unter den Demokraten. Während nämlich unter den Demokraten (welches Wort man jedoch keineswegs auf Alle anwenden darf, die sich so nennen, am wenigsten auf die Führer der Demokraten, die ihrer innern Richtung nach gewöhnlich entschiedene Aristokraten sind) die Mehrzahl, als zum Gehorchen geboren, die natürliche Abneigung gegen Herrscher eher gegen die Communal- und Staats-Beamten äußern muß als gegen die Bundes-Beamten: wird umgekehrt die Mehrzahl der Aristokraten schon, von andern Interessen abstrahirt, darum eher für die Erhaltung und Verstärkung der Staats-Gewalten als für die der Bundes-Gewalt seyn, weil an den vielen Staats-Gewalten weit mehr Aristokraten participiren, als an der einzigen Bundesgewalt. Aber selbst daraus schließe man noch nicht auf die Existenz einer eigentlichen dem Bunde feindlichen Parthei. Daß jüngst im Süden mit der Auflösung des Bundes gedrohet wurde, gehörte lediglich zu den Experimenten, sich von dem Drucke des Zolltarifs zu befreien. Nur wo Dergleichen die Gemüther aufwiegelt, können die großen Interessen, welche für die Einigkeit sprechen, auf's Spiel gesetzt werden. Im Uebrigen befördern die Staats-Interessen so wenig das Lockerwerden des Bundes, als die Communal-Interessen das Zerfallen des Staats-Verbandes befördern. Wie die Sachen schon lange stehen, ist das Ganze, sowohl seinem innern Leben als seiner politischen Form nach, keine Förderation, sondern ein Körper, wofür das Wort „Staat" besser paßt, als für die einzelnen Theile, die so heißen. Ich habe ein Argument für diese Ansicht, das jeden Zweifel zerstört. Bekanntlich ist für die sogenannten Territorien und ihre Bewohner die Bundesgewalt zugleich die Staatsgewalt. Das heißt: ihnen fehlt derjenige Grad Unabhängigkeit vom Bunde, wofür in Amerika das Wort „Staat" gebraucht wird. Nun aber möge man sich bei den Bewohnern eben dieser Territorien eine Weile erkundigen, wie sie sich befinden, um den Schlüssel zu der Frage zu haben, ob die Bewohner der Staaten (die Mehrheit nämlich) stärker am Staats-Verbande als an dem Bundes-Verbande hängen. Es ist nicht schwer zu entdecken, daß, falls die Administration und die Justiz sämmtlicher Staaten der Bundesgewalt so untergeordnet würden, wie sie es in den Territorien, woraus die Staaten hervorgehen, wirklich sind, dabei die Interessen der amtlosen Bürger, die sich ja nicht in Vortheilen der Herrschaft des einen über den andern gründen, immerhin unversehrt bleiben könnten. Mit andern Worten: wenn die Staaten zu bloßen Provinzen würden, was die Territorien, worin so viele zufriedene Bürger leben, wirklich sind, so könnten die Interessen derjenigen Bürger, welche nicht durch Aemter an den Staat gefesselt werden, nur ausnahmsweise leiden; da es doch, um bloß von dem wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung zu reden, wohl ziemlich

einerlei ist, ob die Justiz im Namen der einzelnen Staaten oder im Namen des ganzen Bundes verwaltet wird. Dagegen stelle man aber die Folgen der Auflösung des Bundes. Jeder Europäer begreift, daß die Sicherheit der Nordamerikaner an ihren Küsten, auf ihren großen Strömen, auf dem fernen Ocean und in allen civilisirten Ländern der Erde recht eigentlich ihrer Gesammtkraft beizumessen ist: und der Amerikaner selbst sollte dieß so schlecht begreifen, den Bund für unerheblicher zu halten als provinzielle Formen, die dem Wesen unbeschadet die mannigfachsten Variationen gestatten?

Ganz verschieden von der Frage ob die Demokraten für oder gegen den Bund an sich seien, ist indeß, wie gesagt, die Frage, wie die Volks-Stimmung in Betreff der Macht des Präsidenten sei, und ob dieser Macht eine Vergrößerung bevorstehe, entweder auf Kosten der andern Bundes-Beamten allein, oder auch zum Nachtheile der Staats- und Communal-Gewalten. Darüber jetzt noch Folgendes.

In meinen Aeußerungen über die Abneigung des Volkes zu gehorchen, kam ich auf den Satz, daß, da sie in der Hervorrufung der Behörden einmal bis zur Spitze gediehen sei, sie sich fortan nur innerhalb dieser zurückgelegten Bahn äußern könne, etwa in einer andern Vertheilung der Gewalten unter den Behörden, oder unter dem Personale der Behörden. Hieran reihe ich nunmehr die Erklärung, daß allerdings dieselbe Abneigung auch auf die andere Zuspitzung der Gewalten führen würde, welche ihre höchste Spitze in der Machtvollkommenheit einer einzigen Person hat *) — wenn sich dem dunkeln Drange insofern nicht die

*) Daß der Verfasser dieß, trotz dem damit streitenden zehnten Capitel im zweiten Bande, im ersten Bande Seite 161 P. A. anerkannt hat, wiederhole ich nicht. Wohl aber fordere ich die Leser auf, hiebei einen Blick auf dessen Reden von dem Unterschiede zwischen der administrativen und gouvernementalen Concentration zu werfen. Obgleich ich es keineswegs für so leicht halte, beiden Ausdrücken ihre Gebiete anzuweisen, als die Ausdrücke selbst zu schaffen, so achte ich es doch mit dem Herrn von Tocqueville für eine Fundamental-Bedingung der Freiheit, stäts auf die scharfe Abgrenzung der Macht der Individuen und Familien von der Macht der Corporationen (insbesondere der Gemeinden) und der Macht des Staates bedacht zu seyn. Ohne das ist weder eine Garantie für die individuelle und Familien-Freiheit gegen Communal-Despotie möglich, noch eine Garantie der Communal-Freiheit (geschweige der Familien-Freiheit) gegen Staats-Despotie. Umgekehrt dient dieselbe Abgrenzung auch dem Staate, den Gemeinden und den Familien zur Erhaltung des Bandes und zum Schutze vor Anarchie. Allein Herr von Tocqueville lebt in dem Irrthume, als ob sie schlechthin eine Aufgabe der zerlegenden Logik sei, und bedenkt gar nicht, wie sehr die Frage, was ein bloßes individuelles Interesse, ein Familien-Interesse, oder ein Corporations- oder ein Staats-Interesse sei, von der innern Verschiedenheit der

Ueberlegung widersetzte. Und somit gelange ich auf den wesentlichsten Charakterzug, den die Mehrheit in Nordamerika vor der Mehr-

---

Menschen abhängt. Die Römer zählten die Ehe und die väterliche Gewalt lange zu den Familien-Interessen, worum sich der Staat nicht zu kümmern habe. Wie ganz anders ist das unter den Christen! Durchaus verkehrt ist die Meinung, als ob die Abgrenzung einmal für immer geschehen könne. Sie wird sich mit den Menschen ändern müssen. Die Interessen erschafft die Zeit und die Entwicklung der Menschen. An den Politikern ist es aber, zuzusehen, daß ihre Operationen und Schöpfungen nicht mit jenen in Widerspruch gerathen; und der Verfasser hat, bei seinen Reden über die in Despotie ausgeartete Concentration, gerade die Haupt-Ursache vergessen, nämlich die unsern germanischen Vorfahren unbekannten Schul-Begriffe von Staat sammt den Träumen von Staats-Zwecken. Das ist es, wodurch unsere Politiker mehr und mehr in Widerstreit mit den Forderungen der ächten Freiheit gerathen sind. Von der Art Despotie, die von der Stellung einer einzelnen Person an die Spitze der Staaten drohen kann, handeln unzählige Schriften; aber die weit gefährlichere Art, die aus jenen Schul-Begriffen entspringt, übersieht man völlig, oder setzt ihre Sünden gar auf Rechnung der erstern. Freilich ist es in Frankreich am schlimmsten hergegangen, indem sie dort nicht nur die Communal-Freiheit verschlungen, sondern auch das individuelle Lebensgetriebe mit Fesseln umgeben hat, wie es die herrschsüchtigste Theokratie nicht gethan, und das alles zu einer Zeit, wo man mit Enthauptung des menschenfreundlichsten Königs und Promulgation der Volksherrschaft die vollkommenste Freiheit zu erreichen wähnte. Das Phantom des Gesammt-Wohles verführte zu den ärgsten Gräueln gegen die Einzelnen; und unbedenklich ist dieses Phantom für die furchtbaren Erscheinungen der französischen Revolution mit zu beschuldigen. Wie auch der Gährungsstoff gewesen sei, wie groß die Noth und wie größer noch die Verderbniß war, ohne den, die Blendnisse von höchsten Zwecken der Staaten und Völker anstarrenden, Fanatism wäre ein ähnliches Wüthen gegen die Communen, Familien und Individuen unmöglich gewesen. In Europa ist nirgend von der untern Masse allein Widerstand gegen politische Rasereien zu erwarten. Aber gerade die Gebildeteren waren in den verkehrten Schul-Theorien verstrickt. Diese Dunkelheit kam allen Ruchlosen zu Statten, welche hinter dem Bollwerke selbiger Theorien die Menschheit anfeindeten. Erst wenn das Blut in Strömen floß, gewann der Instinct die Uebermacht über die verwirrte Reflexion, und mit Abstraction vom Schulgeschwätz suchte man sich gegen die Würger so gut zu helfen als es ging. Bei solchen Ansichten ist es gewißlich sehr natürlich, daß ich meinen Nebenmenschen zurufe, auf der Hut zu seyn, wenn ich noch überall Anhänger von dem unheilvollen Schul-Gespenst sehe. Es ist wahr, auch im Alterthume hat es Unheil genug bereitet. Aber die germanischen Völker blieben lange davon verschont; selbst nachdem die Reflexion bereits vielen Antheil an ihrem politischen Walten hatte. Man wagte es nicht, positiv Zwecke für die Staaten und Völker aufzustellen, und überließ sich insofern der Natur und dem Himmel. Man verhielt sich bloß abwehrend, wo einzelne Uebel das Leben zu stören schienen; und so war der Schutz gegen äußere und innere Feinde es fast allein, worum sich die Politik bewegte. Gegen die äußern Feinde waren die Kriegsanstalten, gegen die innern die

heit anderer Länder voraus hat, nämlich den, daß sie wirklich einiger Ueberlegung in der Politik fähig ist. In allen europäischen Staaten

---

Justiz; und die übrigen Zweige der innern Politik wurden als Nebensachen den Juristen mit überlassen. Darum standen die Juristen stäts dem Schwerte der Fürsten am nächsten. Freilich konnte es nicht immer so bleiben; die weiterschreitende Entwicklung mußte Aenderungen erzeugen. Aber daß die Aenderungen nicht durchaus Besserungen waren, mag wieder dem menschlichen Looſe beizumessen seyn, das nur durch Fehler zum Ziele leitet. Der Wendepunkt näherte sich, als man anfing einzusehen, daß auch im Frieden zur Politik mehr gehörte, als was die alten Juristen-Schulen lehrten. Zum Unglück verfinsterten sich die Juristen selbst am meisten gegen diese Einsicht, und ihrer zu einseitigen, bloß abwehrenden, Richtung, welche die natürlichen Aufforderungen zu Reformen, die allmählige Aenderung der Menschen und Dinge, ignorirte, ist es zuzuschreiben, daß die Jurisprudenz von den höchsten Staatsstellen verdrängt worden ist, und daß Interessen, denen die Juristen zu wenig einräumten, sich zur Hauptsache erhoben. Immer und ewig wird an den Gipfel eines allein nach Gesetzen zu lenkenden, innigst von Gesetzen durchflochtenen Ganzen die genauste Kunde der Gesetze gehören; und wenn sie schon zur bloßen Handhabung der Gesetze unentbehrlich ist, so kann es nur absurd heißen, sie gar für legislatorische Aenderungen und Neuerungen entbehrlich zu halten. Dennoch befinden sich die meisten der als cultivirt gepriesenen Völker mit dieser Lehre im Widerstreite, dadurch, daß die Vorsteher von Zweigen der Staatsverwaltung, wozu jene Kunde der Gesetze und des Rechtes minder zu gehören scheint, ohne sie an den höchsten Hebel gelangt sind. Nur ächte Kenner des Rechtes können von der Wahrheit durchdrungen seyn, daß es der einzige sichere Anker der Staaten ist; und wieder nur ein solches Durchdrungenseyn schützt vor der Gefahr, von dem scheinbar-Nützlichen zur Verläugnung des Rechtes verlockt zu werden. Wenn darum auch noch nicht alle sog. Juristen zur Politik berufen sind, so sollte man die Politik doch nie außer den Juristen suchen. Noth kennt freilich kein Gebot. Allein den Phantomen von Staats-Wohl den sichern Anker der Staaten aufzuopfern, eine solche Verirrung war bloß bei einem Mangel an Rechtsweihe möglich, welchen jene neuern Politiker bekundeten, die unter dem Namen von Administratoren den Juristen vortraten. Durch sie wurde auch die französische Revolution vorbereitet, ehe die Generation der Revolution da war; und wenn wir in dieser Revolution die Juristen (wenigstens die Advokaten) die erste Rolle spielen sahen, so beweiset das gerade die Ueberwältigung der Begriffe von Recht und Unrecht um so stärker, und daß in Frankreich Juristen der ältern Art kaum noch existirten, daß man sammt und sonders den Lehren der Encyclopädisten huldigte. — Es ist in der That kein schlagenderes Zeugniß für den jämmerlichen Zustand der Politik denkbar, als die Erscheinung nackter Finanzbeamten (die sich unter den obigen Administratoren bald den ersten Platz errangen) an der Spitze der Staaten. Sie ist vollkommen dem rohen Wahne entsprechend, der in dem Reichthume den Inbegriff aller Güter und Qualitäten sieht. Auch braucht man, um die Unzulänglichkeit bloßer merkantilischer Künste fur die Pflege von Ländern und Völkern dem schlichtesten Verstande zu zeigen, nur auf das gewohnliche Schalten der Finanzmänner mit dem Staats-

besteht der größte Theil der Bevölkerung aus Armen, aus Menschen, die wenn sie an sich auch zum Ueberlegen fähig wären, doch aus Noth zu sehr dem Augenblicke unterthan sind. Das ist in Nordamerika anders. Und dem ist es auch beizumessen, daß eine Unabhängigkeit des Volkes, die in Europa rasch zur Diktatur führen würde, in Nordamerika nicht einmahl zu einem constitutionellen Königthume führt. Ich warne übrigens abermahls, darum nicht von einem Principe der Volks-Souverainität zu träumen. Unter Familien und Individuen, wie die nordamerikanischen sind, gehen die wichtigsten Erzeugnisse der Politik nicht aus den Leidenschaften und Interessen Einzelner hervor. Es bedarf eines zureichenden Grundes in den Köpfen der Mehrheit. Und bis jetzt ist Erinnerung an die Könige von England allein vermögend, die Gedanken an einen inländischen König niederzuschlagen. Ist nun aber auch zu einem formellen Königthume nicht die geringste Aussicht, so sehen wir dennoch, wie einzelne Versuche des Präsidenten, seine Macht auszudehnen, trotz aller Protestation der für die Gesetze

---

Credit zu weisen, mit dem sie völlig so verfahren, als ob es allein um die Interessen eines Handelshauses gelte. Man wähle z. B. das Papiergeld. Nicht ohne Grund hat man es als ein Erleichterungsmittel des Verkehrs gepriesen. Man fand jedoch einen stärkern Grund dafür in der lockenden Einladung, den Staatskredit zu einer Zinsen-Quelle zu machen, die Niemanden etwas koste, hingegen durch Verminderung der Steuern Allen nütze. Aber daß man den Credit von Völkern nicht wagen dürfe wie den Credit eines Einzelnen, wurde nicht mehr beherzigt, als daß ersterm unendlich mehr Gefahren drohen als dem letztern, und daß die beste Sicherung dagegen immer ist, sich so wenig als möglich auf den Credit zu stützen. Ja, man verstrickte sich noch ärger. Man verwechselte das Papiergeld mit dem Metallgelde, ohne zu bedenken, daß es eigentlich nichts Anderes ist, als eine Masse von Schuldbekenntnissen. Je leichter es war, durch Stempeln von Papier Schulden zu machen, desto mehr Schulden wurden wirklich gemacht. Und wie die Schwierigkeiten, sich durch gewöhnliche Anleihen Fonds zu verschaffen, auch die Erinnerung an die Verschuldung lebendig halten, so verleitete umgekehrt selbige leichtere Methode sogar, statt an Verschuldung, an Vermehrung des Vermögens zu glauben. Welche Folge war natürlicher, als die einer großern Verwendung von Staatsmitteln zu einer Periode, wo man allen Anlaß hatte, die Sparsamkeit zu vergrößern? Und was konnte hierauf anders folgen, als ein Staatsbanquerott? Hatte man nämlich den Staatscredit ganz oder zum Theil für Papier-Geld (d. h. für Schuldbekenntnisse) gebraucht und nachher dieses Papier-Geld auch ausgegeben (d. h. die Schulden wirklich gemacht), so mußte ein plötzliches neues Bedürfniß von Geld (wie Kriege oder die bloße Gefahr davor es erzeugen), nothwendig die Insolvenz aufdecken, und ohne die Möglichkeit, die Staatsgüter realiter zu vermehren, eben so nothwendig das Papier-Geld herabsetzen. Indeß trotz sämmtlichen bittern Erfahrungen und ihrer Erklärlichkeit dauert der Taumel fast überall fort, und darum kann bei künftigen Kriegen auch die neue Züchtigung nicht ausbleiben.

kämpfenden Beamten und Bürger, Unterstützung finden, wenn die Person des Präsidenten eine große Popularität besitzt.

Die Abneigung zu gehorchen (die instinctartige Liebe zur Unabhängigkeit) gibt bei allen Menschen gewissen Rücksichten nach. Allein diese Rücksichten sind nach der Verschiedenheit der Menschen sehr verschieden. In Nordamerika ist der gesunde Verstand der Mehrheit stark genug, die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Ordnung hell aufzufassen, und die politischen Partheien streiten nur über die nähern Bedingungen dieser Ordnung. In der That fügen sich dort alle Interessen, die reineren und unreineren, von selbst gewissen Schranken, die sie nicht zu verletzen wagen, und nur innerhalb treiben sie ihr mannigfaltiges Spiel. Das muß stäts vor Augen bleiben, wenn man die politischen Kämpfe in Nordamerika beurtheilt. Und man lasse sich so wenig durch die Klagen einzelner Politiker und Journalisten irren, als durch sentimentale Deklamationen über Rohheit und Anarchie. Daß es nicht an Ausnahmen fehlt, daß hin und wieder auch in Nordamerika die Impulse des Augenblickes zu Störungen des gesetzlichen Ganges hinreißen, wird jeder verständige Leser erklärlich achten, ohne deshalb dem darüber erhobenen Geschrei mehr einzuräumen, als es verdient. Insbesondere sind die Proceduren nach dem sog. Lynch-Gesetze nicht für nackte Greuel eines rohen Pöbels zu halten. Es sind allerdings Ungesetzlichkeiten. Allein man glaube darum nicht, daß sie Unschuldige träfen. In den meisten Fällen boten die gesetzlichen Anstalten keinen wirksamen Schutz gegen die Verbrecher, und die Noth der bedrohten Familien forderte sie zur Selbsthülfe auf, welche sie dann mit so viel Umsicht und Formen übten, als ihr Zustand gestattete, und sicherlich gewissenhafter, als wir manche europäische Kriegsgerichte haben verfahren sehen. Und wenn übrigens auch die gesammte Bevölkerung Nordamerika's, durch die verschiedenen Interessen und Richtungen der Individuen, in Fractionen getheilt erscheint, so berechtigt das doch keineswegs von einer constanten Mehrheit und ihrer Despotie gegen die Minorität zu reden, wie Herr von Tocqueville. Seine Jeremiade darüber stützt sich auf durchaus verworrene Vorstellungen. Ich mag nicht zeigen, wie schwer vereinbar sie mit der im zweiten Bande (Seite 97 P. A., S. 112 B. A., S. 73 R. Ue.) gepriesenen Empfänglichkeit der Mehrheit für Belehrung ist, und wie sehr sie den Phrasen von der hohen politischen Aufklärung, worauf ja nach Band 1. Cap. 2 die Volks-Souverainität ruhen soll, widerstreitet. Lieber füge ich einige Worte zur Kritik jener verworrenen Vorstellungen hinzu.

Herr v. Tocqueville gebraucht die Ausdrücke „Aristokraten und Demokraten" überall ohne für deren Bedeutung mehr als den gewöhnlichen Nebel zu bieten, worin sie im täglichen Leben vorkommen. Sein ganzes Raisonnement tummelt sich in diesem Nebel umher. So trifft man unter seinen vielen Mißgriffen auch den, daß er bald die Demokraten für einerlei mit der Majorität nimmt, bald

beiden eine Stätigkeit beimißt, wie sie nirgend einer Parthei anders als durch eine Abschließung der Zahl und Interessen (etwa durch eine venetianische Schließung des großen Buches) zu Theil werden kann. Er vergißt völlig, daß, was Majorität bei politischen Bewegungen heißt, eben wegen der beständigen Veränderung der Interessen und Ansichten, in beständiger Abnahme und Zunahme ist, und daß, wenn gleich die Zahlen der Majorität und Minorität dieselben bleiben, es darum noch nicht die darunter begriffenen Personen thun, vielmehr die Anhänglichkeiten der Individuen an die Partheien sich fortwährend ändern und dadurch die öfteren Uebergänge von der einen zur andern Parthei erzeugen. Fast schlimmer ist es aber, sich dem Gedanken zu überlassen, Jegliches, was die Mehrzahl wolle, müsse zu den demokratischen Interessen gehören. Denn dadurch wird nicht nur der Irrthum sanctionirt, daß Mehrheit und Demokraten-Parthei gleichbedeutend sei, sondern auch die Möglichkeit der ächten Prüfung, von welchen Interessen und Impulsen das Lebensgetriebe denn eigentlich bewegt werde, zum voraus abgeschnitten. Freilich ist dieser Irrthum in beiden Welttheilen heimisch; und daher rührt es auch, daß die Zeitungsberichte selten verkehrter sind, als wenn sie über die generellen politischen Spaltungen belehren wollen. Ist es doch dahin gediehen, daß Alles, wofür ein angesehener Politiker bei einer Parthei viele Stimmen gewinnt, mit dem Worte „demokratisch" oder „aristokratisch" als wesentlich zur Richtung der einen oder andern Parthei gehörig betrachtet wird. Daß dieß der ärgsten Oberflächlichkeit Vorschub leistet, ist augenfällig. Um so unerfreulicher ist es, daß Herr v. Tocqueville in selbigen Ton einstimmt. Weil er sich nie auf eine genaue Betrachtung der menschlichen Impulse und Interessen überhaupt eingelassen hat, deshalb konnte er sich auch der wahren Bedeutung der Worte „demokratische und aristokratische*) Interessen" nicht nähern; und deswegen konnte er auch das Verhältniß dieser Interessen in Nordamerika nicht erkennen. Hätte er klar eingesehen, daß dort, bei der geringen Spannung zwischen beiden Partheien die Uebergänge von den Demokraten zu den Aristokraten so überaus leicht sind, daß sie beständig und sehr häufig statt haben, so würde er schon darum weder verleitet worden seyn, an ein consequentes Streben der Demokraten gegen den Bund zu glauben, noch von einem despotischen Zwange gegen die Denk- und Rede-Freiheit zu faseln; falls er auch keine Sylbe von den heftigen Oppositions-Reden, die von jeher in Nordamerika nur zu oft und zu leidenschaftlich ertönten, vernommen hätte. Was ist nicht allein

*) Ueberflüssig ist hoffentlich die Bemerkung, daß der gewöhnliche Sprachgebrauch dazu so wenig hinreiche, als die Etymologie. Daß die Aristokraten nicht wirklich die Besten sind, wissen die meisten selbst; auch wollen diese meisten so wenig eine eigentliche Herrschaft der Besten, als die meisten Demokraten eine Herrschaft Aller.

gegen Jackson gesprochen und gedruckt worden? Was wird nicht noch täglich gegen ihn gesprochen und gedruckt? Und doch ist er, wie der Verfasser weiß, der erste Liebling der Mehrheit. Wie ist es den meisten frühern Präsidenten gegangen? Wie sogar dem unsterblichen Washington?

Um gegen den Verfasser den Beweis, daß wirklich die Mehrheit eher für die Concentrirung als dawider ist, bis zur vollsten Schärfe zu fördern, müßte ich neben jenem instinctartigen Impulse alle andern Interessen der Amerikaner mustern. Diese Operation ist hier zu weitläufig, und ich habe auch in meinen früheren Schriften schon hinreichend dafür gethan, so daß ich mich gegenwärtig auf folgende Bemerkung beschränken darf. Bei der Verstärkung der Staats-Gewalten auf Kosten der Bundesgewalt sind hauptsächlich diejenigen Bürger interessirt, welche die höchsten Staatsämter besitzen, also eine Classe, die niemand ihrer Gesinnungen wegen zu den Demokraten zählen wird. Freilich erkennen diese auch die Vortheile des großen Bundes klarer, und genießen auch sämmtlich die Aussicht, selbst zur Bundesgewalt zu gelangen. Von den Beamten abstrahirt, scheinen die Küsten- und Grenz-Länder am meisten bei der Fortdauer des Bundes interessirt zu seyn, des Schutzes gegen äußere Feinde wegen. Und sieht man auf die Gewerbe, so tritt der Handel über Meer, mit den Producenten dafür, in die erste Reihe. Allein jeglicher Bürger fühlt und begreift zu deutlich, wie das Gedeihen dieser Zweige wieder auf die andern wirkt, und ebenso nimmt jeder Amerikaner Theil an der Vorstellung von dem Ansehen, das sie allein durch ihr Zusammenhalten genießen. Hierüber drückt sich der Verfasser stark genug aus, indem er Band 2. Seite 402 P. A. (S. 455 B. A., S. 294 R. Ue.) sagt: die Union ist in den Sitten begründet und beliebt. Ihre günstigen Resultate und Wohlthaten liegen vor Augen; und indem er Band 2. Seite 384 P. A. (S. 437 B. A., S. 282 R. Ue.) erklärt, daß die den Bund begünstigende Gleichheit der Gesinnungen auf Kosten des Hängens an Oertlichkeiten und an den Staaten zunehme. Dennoch lehrt derselbe Verfasser, daß die Mehrheit auf Schwächung des Bundes hinwirke. Ja, an einer andern Stelle (Seite 280 Bd. 1. P. A., S. 289 B. A., S. 222 R. Ue.) sagt er (um das Band, das jeglichen Amerikaner an die Obrigkeit seines einzelnen Staates fesselt, recht zu coloriren) die Union beruhe fast auf einer gesetzlichen Täuschung, (Seite 403 Bd. 2 P. A., S. 456 B. A., S. 295 R. Ue.) sie sei etwas Zufälliges, von den Umständen Abhängiges. Ueberhaupt zeigen sich in diesem Capitel die seltsamsten Widersprüche: Nach Seite 351. Bd. 2 P. A. (S. 399 B. A., S. 258 R. Ue.) soll dem Amerikaner das Interesse für seinen einzelnen Staat deswegen so weit über das Interesse für den Bund gehen, weil von dem Staate seine Freiheit, seine Rechte, sein Vermögen, sein Leben und seine ganze Zukunft abhänge, die Wohlthaten des Bundes aber nur mittelbar für das individuelle Wohl von Bedeutung seyen. Ich

will hiegegen nicht bemerken, daß man ein ähnliches Argument bei jedem, aus Provinzen bestehenden, Staate in Europa wie anderwärts anbringen könne; sondern bloß notiren, daß derselbe Verfasser Seite 384 u. 385. Bd. 2 P. A. (S. 437 B. A., R. Ue. S. 281 u. 282) mit einer Art von Emphase schildert, wie der Amerikaner das ganze Bundes-Gebiet als seine Heimath betrachte, und so leicht von einem Theile in einen andern (d. h. von einem Staat in einen andern, oder in ein Territorium, was unmittelbar unter der Bundesgewalt steht,) verziehe. — Nach Seite 363. Bd. 2 P. A. (S. 413 B. A.) darf sich der ächte Patriotism nicht in (materiellen) Interessen gründen, weil sie zu veränderlich seyen. Nach Seite 366. Bd. 2 P. A. (S. 416 B. A., R. Ue. S. 268) soll die Gefahr für den Bund dennoch nicht von solchen Interessen drohen, sondern von den Leidenschaften. Nach Seite 373. Bd. 2 P. A. (S. 423 B. A., R. Ue. S. 273) aber soll die Gefahr von der geographischen Versetzung der Volkskräfte (mit der weitern Colonisation des Westens) drohen, und in dem Commentare dazu läuft wieder Alles auf materielle Interessen (auf Armuth und Reichthum) hinaus. Seite 388 folg. Bd. 2 P. A. (S. 439 folg. B. A.) heißt es, die Ursache, warum sich die Staaten der Bundesgewalt ergeben hätten, schwände gegenwärtig aus den Augen, nämlich die Folgen der früheren Zerrissenheit vor den Folgen der jetzigen Einigung; deshalb suche sich das Volk vom Bunde wieder loszumachen. Und doch sollen, nach der oben bezogenen Seite 402. Bd. 2 P. A., eben die letztern Folgen Jedermann vor Augen liegen und darum der Bund beliebt und gar in den Sitten begründet seyn!!!

Sechster Abschnitt.

In dem Tocqueville'schen Werke findet sich an mehreren Stellen die Religion als eine Hauptstütze des Zustandes der Nordamerikaner aufgeführt. Seite 70. Bd. 1. P. A. (S. 51 B. A.) spricht zwar nur von zwei Hauptstützen, der Religion und dem Geiste der Freiheit. Allein wer bemerkt hat, daß schon dort das Gebiet der Moral zur Religion gerechnet wird, der kann später (Seite 242. Bd. 2. P. A., S. 278 B. A., wo von drei Hauptstützen die Rede ist, den Umständen, den Gesetzen und den Sitten) das Vergnügen haben, umgekehrt die Religion zu den

Sitten gerechnet zu sehen. Wollte ich über ein ähnliches Schalten mit den Worten gegen den Verfasser hadern, so würde ich ihm hier vorwerfen, daß er, bei der auf der nämlichen Seite 242 (Seite 278 B. A.) gegebenen Definition des Wortes „Sitten", — wonach es alle intellectuellen und moralischen Dispositionen begreifen soll, welche die Menschen in den Gesellschafts-Zustand (état de société) mitbringen, — wohl die Religion zu den Sitten, aber nicht die Sitten zur Religion rechnen dürfe. Da es mir aber darum geht, die Resultate herauszuheben und zu zeigen, was unter dem Wirrwar am Ende als seine Meinung zu betrachten sei, so ersuche ich den Leser, einstweilen festzuhalten, daß unbezweifelt unter jenen drei Rubriken die Religion mitbegriffen ist. Sodann möge er näher zusehen, wie der Verfasser diese Religion der Amerikaner, um ihren wunderbaren Einfluß auf die Demokratie zu erklären, schildert. Im zweiten Bande ist ihr, von Seite 209 P. A. (S. 242 B. A.) an, ein eigener Abschnitt gewidmet. Man versuche, ihn in Einklang zu bringen mit dem ersten Bande, insbesondere mit dem Seite 70 u. 71 P. A. (S. 50 u. 51 B. A.) Gesagten. Dort wurde das Gebiet der Religion, als das des leidenden Gehorchens (obéissance passive) dem Gebiete der Politik und Freiheit entgegengestellt, zugleich aber von einer wunderbaren Einigkeit beider geredet. Hier, Seite 209 P. A. (S. 242 B. A.) wird von derselben Religion gesagt, daß man sie nicht besser schildern könne, als mit der Benennung einer demokratischen und republicanischen Religion. Ein Anderer mag dem Chaos des Verfassers bis in alle Falten folgen. Ich achte es für räthlicher, dem Leser kurz meine Meinung über die Religion in Nordamerika vorzutragen.

Unmittelbaren Einfluß auf die Politik, auf das durch die öffentliche Gewalt beschützte Gebiet der Gesetze, hat die Religion in Nordamerika fast gar keinen. Jedermann weiß, daß nirgend die bekannte, in Europa wider die Hierarchie entstandene, Lehre von der ursprünglichen Geschiedenheit der Kirche vom Staate strenger durchgeführt worden als in Nordamerika. Insofern hat das Streben der neuern Menschheit nach Religions-Freiheit dort einen Erfolg gehabt, wie in wenigen europäischen Ländern. Dennoch existirt selbst jetzt eigentlich nur Toleranz gegen das Christenthum, und die Lehren anderer Religionen werden bloß soweit geduldet, als sie keine oder eine sehr geringe Wirkung auf das äußere Leben haben. So z. B. erkennt kein Gesetz im ganzen Bunde die Vielweiberei an; womit also der allgemeinen Religionsfreiheit eine schroffe Grenze gegen die halbe Menschheit, insbesondere gegen alle Mohamedaner, gesteckt erscheint. Nun ja die Vielweiberei! wird man sagen; das würde auch zu arg seyn. Indeß es gilt nur darum, die dunkeln und verkehrten Vorstellungen zu zerstören, welche dergleichen generelle Ausdrücke nachschleppen, und den über das Leben in Nordamerika Nachdenkenden zu warnen, weder an eine absolute Religionsfreiheit, noch an eine absolute

Trennung der Religion von der Politik zu glauben. An einem andern Orte (Europa und Deutschland Bd. 1. u. 2.) habe ich mich näher ausgelassen, wie das Dogma von dieser Trennung entstanden und daß es keinesweges ein Attribut der höchsten Cultur sei. Hier bezwecke ich einzig, schärfer als früher zu berichten, wie es um das Verhältniß der Religion zur Politik wirklich steht, und wiederhole deshalb die obige Behauptung, daß in Nordamerika — insofern dessen Bewohner darüber als einig zu betrachten seyen, daß die Duldung nur bis zu den Grenzen des Christenthumes und allenfalls auch des Judenthumes gehen könne —, die Religion fast gar keinen unmittelbaren Einfluß auf die Politik habe. In keinem Staate befindet sich die Geistlichkeit unter den politischen Behörden. Und wo es ausnahmsweise auch nicht verboten ist, Geistliche zu wählen, da erscheinen sie doch nie als speciell für das Interesse der Religion berufen. (Um jedoch auch meine Limitation nicht für null zu halten, denke man bloß an die überall gebotene Sonntagsfeier.) In so weit hat Herr v. Tocqueville Recht, die dennoch vorhandene Wirkung der Religion auf die Politik zu einem von der Gesetzgebung verschiedenen, allein von der Sinnesart der einzelnen Menschen abhängigen Gebiete zu zählen, wie er im zweiten Bande gethan hat. Aber in der Zeichnung der Wirkung selbst ist er darum so unglücklich gewesen, weil er den wesentlichen Grund der Verschiedenheit zwischen dem europäischen und nordamerikanischen Religionsleben nicht erkannt hat. Man höre mich an.

Das christliche Glaubensbekenntniß tritt in Nordamerika in eben solchen Variationen auf, als in Europa. D. h. die eigentlichen in Worte gebrachten Lehren und Meinungen sind in beiden Welttheilen so ziemlich gleich; und es gibt schwerlich eine abenteuerliche Secte in Amerika, die nicht in Europa Brüder habe. Die meisten stammen ja aus Europa, und namentlich fährt auch unser Deutschland fort, Secten hinzusenden, wie die von Rapp, und ganz neulich die von Proli.

Darin ist also der Unterschied nicht zu suchen. Es steckt vielmehr 1) in der nach der Natur der Menschen verschiedenen Wirksamkeit jener Meinungen und Lehren, und 2) in dem verschiedenen Einflusse der Diener und Beförderer der Religiösität in beiden Welttheilen.

In Betreff des erstern Punktes erwäge man, wie sehr verschieden dieselbe Religion auf den Pöbel und auf den Mittelstand wirkt; dann aber, wie sehr verschieden sie auf einen stets mit Bedrängnissen ringenden Mittelstand in Europa und den stets in einer heiter belohnenden Thätigkeit lebenden nordamerikanischen Mittelstand wirkt.

In Betreff des andern Punktes ist tiefer auszuholen. Ich möchte mit dem allgemeinen Satze beginnen, daß überall, wo die politischen Potenzen dem gewöhnlichen Leben weniger imponiren,

die religiösen steigen müssen. Allein ich hoffe bessern Eingang zu finden, wenn ich den Leser ersuche, sich in Europa nach Städten umzusehen, wo die Diener der Religion einen auffallend höhern Einfluß genießen als anderwärts. Ich spreche nicht von Landgemeinden, wo es vor wie nach von der Persönlichkeit der Priester abhängt, sich mehr Einfluß zu verschaffen als in den Städten. So lange in der ganzen Christenheit das Geistliche das einzige Geistige war, wurde dieser Unterschied zwischen Städtern und Landleuten noch nicht bemerkbar. Man erinnere sich nur des Ansehens der ersten protestantischen Priester in den Städten Deutschlands. Doch auch schon damahls äußerte sich ein Unterschied zwischen den freien Städten und den unter Fürsten stehenden. In den erstern war der priesterliche Einfluß immer viel bedeutender als in den letztern. Derselbe Grund, welcher dieß in Europa bewirkte, hat auch Theil an dem größern Einflusse der Geistlichkeit in den Städten Nordamerika's. Es lautet: weil hier die politischen Höhen fehlen, darum haben die religiösen Potenzen leichteres Spiel. Völlig der nämliche Grund gilt von jenen europäischen Städten, wo der Mittelstand ohne ausgezeichneten Adel und Beamte ist, oder wo der Mittelstand durch seinen Reichthum den gewöhnlichen Adel und die Macht der Beamten überglänzt. Der Einfluß der Priester ist da um so größer, je weniger Personen sich über die sog. Halbbildung erheben. Und just, weil in den meisten amerikanischen Städten es nicht an Individuen mangelt, die sich wirklich über die Halbbildung erheben, darum ist der Einfluß der Priester dort selten so groß, als in manchen europäischen Fabrik- und Handels-Städten. Ich könnte, um ganze Länder zum Belege dieser Aussprüche zu wählen, hier an Holland und an die Schweiz erinnern.

Das ist das Wesentliche, was sich über den Antheil der Religion an dem Zustande der Amerikaner sagen läßt, und der Leser wolle nun entscheiden, wie es sich verhalte zu den Deklamationen des Verfassers von Puritanism, der jetzt in Nordamerika nicht mehr vermag als in Britannien oder Deutschland, sowie von einem Geiste der Religion, der sich wunderbar mit einem Geiste der Freiheit vereinige (S. 50. Bd. 1). Daß nicht die Qualität der Religion an sich ihre bessere Wirksamkeit vermittelt, sondern die verschiedene Empfänglichkeit der Menschen, und daß diese Empfänglichkeit wieder, die Amerikaner mit den Bewohnern von Britannien, Holland, Deutschland und Scandinavien verglichen, von einer glücklichern äußern Lage herrührt, verkennt der Verfasser eben so sehr, als er sich vor einer ähnlichen Erklärung der Besonnenheit und Mäßigkeit der Amerikaner in der Politik (seinem Gebiete der liberté) sträubt.

Der Verfasser fällt den Ausspruch: an dem Zustande der Amerikaner haben die äußern Umstände, insbesondere die physische Beschaffenheit ihres Landes, allerdings Theil, mehr aber noch ihre Ge-

setze, und drittens am meisten ihre Sitten. Daß die beiden ersten Momente es nicht allein seyen, wird ihm leicht zu zeigen durch die Erinnerung an Völker (die Spanier z. B.), worüber sie nichts vermochten. Daraus schließt er denn ohne Umschweife auf die Sitten, was nach seiner Definition nicht anders heißt, als es liege an der gänzlichen geistigen Verschiedenheit der Menschen. Wie wenig damit für die Klarheit geschehen, muß bereits dem blödesten Blicke auffallen. Aber mein Vorwurf geht weiter bis zur Rüge, daß sein Raisonnement positiv zu Falschheiten verleite. Der Verfasser will den Leser nämlich in der That verleiten, sich statt einer tiefern Prüfung der Ursachen mit einer allgemeinen Rubrik zu begnügen. Allein indem er bei dieser allgemeinen Rubrik Halt macht, strebt er zugleich durch seine völlige Scheidung der äußern Lage davon die Meinung einzuschwärzen, als habe die äußere Lage der Nordamerikaner nichts mit ihren intellectuellen und moralischen Dispositionen zu schaffen. Hier kürzlich meine Ansicht, die in meinen frühern Schriften ausführlicher vorgetragen worden.

Schon in meinem Reiseberichte habe ich behauptet, daß das Betragen der Amerikaner die Ursache ihres glücklichen Zustandes sei, und um zu schärfern Vorstellungen zu fördern, auf das Betragen Derer, die vom Boden leben, d. h. einer Mehrheit von drei Viertheilen der ganzen Bevölkerung, gewiesen. Indeß hielt ich auch so noch das Wort „Betragen" für zu unbestimmt, wiewohl es offenbar genug auf bestimmtere Vorstellungen lenkt, als des Verfassers „Sitten." Ich analysirte darum die einzelnen Impulse dieses Betragens der Mehrheit, d. h. ich untersuchte ihre sämmtlichen Interessen (Seite 316 folg. des Reiseberichtes 2te Auflage) und deren Wurzeln. Damit gedieh ich endlich zu dem Resultate, daß als tiefere Ursache die äußere Lage zu betrachten sei; weil nämlich ohne sie weder jenes Betragen, noch die vom Verfasser als Grenze aller weitern Erklärungen aufgestellten Sitten möglich erscheinen. Daß die äußere Lage die alleinige Ursache sei, konnte mir dabei nicht einfallen. Im Gegentheile habe ich, eben so wie der Verfasser, ausdrücklich an die Indianer, an die Spanier und Portugiesen erinnert, die in derselben Lage dennoch nicht gedeihen; und nach dem eignen Geständnisse französischer Schriftsteller, z. B. eines Volney und Brissot, durfte ich auch die Franzosen hinzufügen. Darum habe ich gesagt: die Amerikaner mit den Britten, den Holländern, den Deutschen und den Scandinaviern (wovon sie ja auch abstammen) verglichen, führe sich ihr Betragen und ihr Glück auf ihre bessere äußere Lage zurück. Wenn das indirect zum Lobe des germanischen Blutes gereicht, so sieht der Leser auch, daß diese Richtung ohne meine Schuld, durch den bloßen Gang der Untersuchung entstanden ist.

Der Verfasser mußte schon wegen seiner vagen Stützung

auf sämmtliche intellectuelle und moralische Dispositionen (seine moeurs) dieser Auseinandersetzung fern, und in der gewöhnlichen Dunkelheit bleiben, worin bisher die literärischen Gefechte über Staat und Politik überhaupt und über das nordamerikanische Leben insbesondere, geliefert wurden. Indeß wenn man selbst bei Achilles Mürat (der sich im Ganzen viel besser an der Wirklichkeit hält, als Herr von Tocqueville), Grundsätze der republikanischen Regierung, deutsche Uebersetzung, Braunschweig und Leipzig im Verlags-Comtoir, 1833, Seite 313, 314, 316 u. folg., den Wahn findet, der alles Heil in Nordamerika der Regierungsart und Legislation und sogar das Nichtthun, das Nichthindern des Volksgetriebes, einer legislativen Weisheit beimißt, statt es, wie ich in „Europa und Deutschland Band 1. Seite 85 folg.", von der bescheidnen Quelle des instinctartigen Widerstandes der Masse abzuleiten: so bietet das einen neuen Beleg für meine in jenem Werke durchgeführte Lehre von dem Einflusse unserer verkehrten Schul-Vorurtheile und Schul-Meinungen auf die gesundesten Augen. Um es abermahls zu sagen, unter diesen Schul-Vorurtheilen ist das ärgste, welches für das instinctartige Leben der Menge völlig blendet, und starr auf die mehr in Reflexionen lebende Classe und was von ihr ausgeht hinwesetzt, insbesondere auf die geschriebenen Gesetze, die, der Wille der Menge mag noch so viel Theil daran haben, stäts von der reflectirenden Classe redigirt werden. Daher rührt es, daß man gerade Das, was man, um zur wahren Erkenntniß des politischen Zustandes zu gelangen, von dem Inhalte der Gesetze, als allein von den Redactoren herstammend, abzuziehen hätte, z. B. die sog. Principe, für das Wesentliche nimmt. Und nicht minder leicht reibet sich daran die Schulmeinung, daß zu jedem Staate ein bestimmter Zweck gehöre, mithin auch zu jedem Begriffe von Staat. Meine gesammte bisherige Polemik scheint gegen diese Meinung noch wenig vermocht zu haben. Sie ist aber bei weitem gefährlicher, als man sich träumen läßt. Ich habe bereits in der Note zu Seite 38 davon geredet, will jedoch hier versuchen, ihr Verhalten zur practischen Politik eindringlicher zu zeigen.

Ich bin sehr geneigt, als Einladung zur Aufmerksamkeit den Ausspruch zu wählen, daß überall, wo der von der Schule geschaffene Zweck der Staaten recht aufkomme, ihm auch nothwendig Alles unterthan werden müsse; wofür ich nur wiederholt auf Frankreich zu deuten hätte, wo er in den untern Sphären wie in den höchsten seine Gewalt gräßlich genug bekundet hat. Ich möchte ferner zum voraus erinnerlich machen, daß just in Ländern, wo die politische Ordnung auf den Gebildeten ruht, und die große Masse ihr feindlich ist, ähnliche von Begriffen ausgehende Potenzen allmächtig werden können; und daß darum Europa dieser Gefahr sehr, Nordamerika hingegen zur Zeit noch gar nicht ausgesetzt sei.

Was nun aber die Einbildungen von Staatszwecken selbst

betrifft, so wird ihre Ausrottung am meisten erschwert durch das Ansehen berühmter Männer der Vorzeit. Ja, so viel ich weiß, sind alle griechischen und römischen Politiker, die uns Theorien über Staat und Recht hinterlassen haben, mehr oder weniger darin befangen gewesen. Aristoteles z. B. gibt als Zweck des Staates an, die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit zu fördern, und erklärt dieses Merkmahl für durchaus wesentlich (polit. 3.). Und die Lehren der Neueren, daß Glückseligkeit oder Vervollkommnung der Zweck sei, sind, wenn nicht als Nachbetungen der Alten, doch als Früchte der alten Cultur zu betrachten. Dem sei indeß, wie ihm wolle, sämmtlichen Lehren gebührt der Vorwurf, daß man sich innerhalb des Dunkels der gebrauchten Worte ein bestimmtes Ziel träumt, was weder existirt noch existiren kann. Mit den Phrasen von Glückseligkeit oder Volkswohl ist nämlich gar nichts gesagt, wenn man nicht näher angeben kann, worin das Glück oder Wohl der Völker besteht. Und dazu ist ja sicher nicht zu gelangen, ohne vorher zu untersuchen, worin das Glück oder Wohl eines einzelnen Menschen bestehe. Gerade diese letztere Untersuchung führt aber zu dem von den Politikern sowohl als Moralisten leider zu sehr verkannten Resultate, daß dabei nie auf ein bestimmtes, abgegrenztes Etwas gedeutet werden könne. Und wenn dem wirklich so ist, wenn nicht einmahl bei einem Individuum allein die Forschung nach dem wahren Wohle auf ein abgeschlossenes Ziel leiten kann, so muß es doch gewißlich aberwitzig heißen, an so etwas zu glauben, wo von vielen Menschen, von verschiedenen Anlagen und Culturstufen die Rede ist, kurz von Verschiedenheiten, wie sie die Folge der Zeiten und Generationen in dem Keimlichen von ganzen Völkern hervorbringt. Dennoch leisten die Reden von Staatszwecken diesem Glauben einen solchen Vorschub, daß in Europa wie in Amerika verlockende Truggebilde für wahre Leuchtthürme der Politik gehalten werden.

Wie die Moralisten von jeher das Leben der Individuen mit luftigen Deductionen aus ihrer sog. „Bestimmung des Menschen" quälten und despotisirten, so thaten es die Politiker mit Deductionen aus Staatszwecken. Beides lief begreiflich parallel neben einander. Damit ist aber nicht gesagt, daß alle Staats-Schulmeisterei von Theorien ausgegangen sei. Das läßt sich eben so wenig von der Schulmeisterei der Individuen sagen. Kann man doch auch ohne Theorien, nach Ansichten, Meinungen und Launen des Augenblickes, in der Politik, wie in Schulen und im häuslichen Kreise, herrschen und despotisiren. Allein eine Despotie nach Theorien ist für die Entwicklung des Einzelnen und des Ganzen offenbar weit gefährlicher.

Reflexionen und Theorien (ihre Resultate) gehören allerdings zur höhern Entwicklung, und ganz fremd können sie den (erwachsenen) Menschen auf keiner Stufe seyn, wenn man nicht etwa an Stufen glaubt, worauf es weniger Geist und Ueberlegung in Völ-

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

fern gebe, als manche Thiere bekunden. Aber darum sind falsche Theorien nicht minder schädlich. Und wenn Theorien überhaupt, je abstracter sie sind, d. h. je weniger sie sich an den Objecten halten, desto leichter in Widerstreit mit den Objecten gerathen, so gilt das vorzüglich von den Theorien und Regeln für die Lenkung von Menschen und Völkern. Selbige können, wie wir leider vor Augen haben, so sehr mit dem wirklichen Leben in Widerstreit gerathen, daß sie zu dem Wunsche treiben, lieber allem Theoretischen zu entsagen, und den Gang der Dinge der Natur und den Impulsen des Augenblickes zu überlassen. Ich habe mich in diesem Sinne anderwärts (Europa und Deutschland 1. Thl. S. 134 folg.) über den politischen Zustand in Nordamerika geäußert. Mit oder ohne Bezug darauf darf ich hier folgender Maaßen fortfahren.

Die Sucht zu schulmeistern ist dem Reflexionsleben näher verwandt, als dem instinctartigen. Ist nun zwar, wie gesagt, das menschliche Leben nie, wenigstens nicht soweit die Geschichte der germanischen Völker es kennt, ohne alle Reflexionen gewesen, so mußte doch mit der fernern Entwicklung die Neigung zu Reflexionen steigen, und damit auch die Sucht zu schulmeistern. Dennoch ist ein anderer Umstand ziemlich mit schuld. Auffallende Unordnungen wecken die Sehnsucht nach abhelfenden Regeln. Und wie im Familienleben böse Kinder die Zucht guter Eltern hervorreizen, so fordern im Staatsleben die schlechten Bürger die Correctionen der Politiker heraus. Ist in dem germanischen Europa aber eine Haupt-Ursache des schlechten Betragens schon längst die äußere Bedrängniß gewesen, so ist diese Bedrängniß auch für eine Mit-Ursache der gestiegenen politischen Schulmeisterei zu halten. Zur Bestätigung selbiger Folgerung dienen unter Anderem einige europäische Oasen, wo die Menschen besser geblieben sind, weil sie immer glücklicher waren.; denn dort wird man die politische Schulmeisterei fast eben so mild finden, als in Nordamerika. Dem unbeschadet bin ich der Meinung, daß die von einer allmähligen Entwicklung (wie die menschliche einmahl ist) unzertrennlichen Verirrungen der Reflexion am meisten zu beschuldigen seien. Wie kann man sich über die Politiker wundern, daß sie den Spruch „die Individualitäten zu achten" verläugnen, wenn unsere ganze Cultur und ihre Anstalten die individuellen Keime und deren natürliche Entfaltung wie eine Erbsünde behandeln? Der Wahn *), daß menschliche Zustutzung Alles thun müsse und nichts von selbst komme, droht jetzt vielleicht mehr als je, nicht nur der Kindheit und Jugend das köstlichste Geschenk des Himmels, die schuldlose Heiterkeit zu rauben, sondern zugleich aus ihnen eine Welt von Erwachsenen zu

*) Ist es nicht verzeihlich, an eine wahre Blödsichtigkeit unserer Erzieher zu glauben, wenn nicht einmahl die ungeheure Wirksamkeit der Natur in kleinen Kindern, die ohne allen Unterricht (wie spielend) Sprachen lernen, gegen diesen Wahn etwas vermag?

erschaffen, woraus die gesunde natürliche Mannigfaltigkeit völlig vor einer künstlichen kranken Gleichheit verschwunden ist. Es erinnert dieß gar zu sehr an unsere frühern Lustgärten, wo nichts verhaßter war, als die Spuren vorzüglicher individueller Kraft. Man verstümmelte und verzerrte die Bäume und Stauden nach einem Ideale von Gleichförmigkeit, dem das kühne Emporstreben der Eiche so sehr mißfiel, als das fröhliche Sprossen ihrer natürlichen Schützlinge. So wirkt auch unsere Erziehung für und für, die gesunden Unterschiede zu vernichten und eine kranke allgemeine Mittelmäßigkeit an die Stelle zu bringen; womit begreiflich (wie schlecht die äußere Bedrängniß dazu passen möge) die natürlichen (freien) Impulse zu dienen und zu gehorchen an der Wurzel ausgerottet werden müssen, und der europäische Abscheu vor Körperarbeiten zuletzt Jedermann bis auf das Gesinde eingeimpft werden wird. — Es gibt noch mehr Beweise für die Entschuldigung der Politiker mit den Gebrechen unserer Cultur, wie z. B. der lächerliche Zwang der sog. Moden, besonders der Kleider-Moden. Allein ich muß davon abstrahiren, um meiner Aufgabe näher zu bleiben, welche, gegen die politische Schulmeisterei gerichtet, die Bemerkung über ihre Quelle und Verbindung mit dem generellen Hange, Menschen und Dinge zu schulmeistern, bloß diktirt hat, um den Leser in Betreff ihrer Existenz zu orientiren. Und in der Voraussetzung, daß dafür genug geschehen, kehre ich jetzt wieder zu deren Bekämpfung im Begriffe von Staat zurück.

Wie gesagt, von den ältesten Zeiten her, so lange man über Staaten gedacht und geschrieben hat, ist auch von einem höchsten Zwecke die Rede gewesen. Namentlich galt in der römischen Politik der Spruch „salus publica suprema lex esto.“ Die germanischen Völker bauten die neuen Staaten aber weder nach römischen Staatstheorien, noch nach eigenen. Sie zogen zwar bald Theorien zu Hülfe; allein über Staats-Ideale zu grübeln, fiel ihnen noch nicht ein, so viel Anreiz dazu auch die Schriften der Griechen und Römer darbieten. Insbesondere ließen sich die Juristen von jenem römischen Spruche noch nicht verleiten, die Rechte der wirklichen Personen, dem Staate als einer fingirten Person gegenüber, für null oder für nach Belieben zu modelnde Objecte zu halten. Bis tief ins vorige Jahrhundert hatten die deutschen Lehrer (Publicisten) eine gewisse Scheu vor dem obigen Spruche und suchten ihn ängstlich zu verclauseln, daß er nicht gegen erworbene Rechte gebraucht werden dürfe, es sei denn in der größten Noth, und auch dann nicht anders als mit möglichster Entschädigung. Man blicke z. B. in das Staatsrecht von Pütter, in das Capitel vom Rechte der höchsten Gewalt. So blieb, trotz einzelnen Sünden der practischen Politik, die Theorie ziemlich rein; und wenn es heute nicht schlimmer aussähe, so möchte mein Streben, jede Bestimmung über Zweck aus dem Begriffe von Staat zu verbannen, nicht ohne Grund für unpractisch und überflüssig gelten. Allein während die Juristen sich so benahmen, waren, neben

ihnen und den Theologen sammt Medizinern, nach und nach andere Disciplinen entstanden, die es sich zum Haupt-Geschäft machten, über Menschen und Völker zu grübeln, und den Begriff von Staat so wenig unberührt ließen, daß die Welt sich mehr und mehr gewöhnte, den höchsten Aufschluß in der theoretischen Politik nun ihnen zuzutrauen (Europa und Deutschland 1. Bd. S. 297 folg.). Anfangs waren es die Philosophen und Historiker, welche dieses Ansehen erlangten, was dadurch noch verstärkt wurde, daß manche Juristen zu ihnen übertraten. Die eigentlichen Juristen (nachher die positiven, die des positiven Rechtes genannt) hatten sich, so sehr sie sich auch der von der Zeit und der Entwicklung allmählig bewirkten Aenderung in Menschen und Dingen verschlossen, doch immerhin dicht genug an der Wirklichkeit gehalten, um nicht von Speculationen über die allgemeine Natur der Dinge fortgerissen zu werden. Es fehlte freilich auch in ihren Fächern nicht an Stoff und Raum für luftige Deductionen. Allein ihre Besorgniß, den Boden zu verlieren, bewahrte sie, der Versuchung zu folgen; und mit der Frage, was überhaupt recht sei, befaßten sie sich eben so ungern, als mit der nach dem Absolut-Guten. Das that aber vorzugsweise die wiederauflebende Philosophie; und damit begannen denn sowohl die neueren Theorien über das sog. Naturrecht (über das Urrecht, über angeborne Rechte, Menschenrechte) als die Moral-Systeme. Nun blieben zwar die Theorien der Rechts- und Moral-Philosophen, wie sie selbst, vom practischen Getriebe ziemlich isolirt. Allein der dunkle Glaube an ein bestimmtes, die Gegenwart mehr oder weniger zum Opfer forderndes, zukünftiges Staatsziel wurde auch nie gehörig bekämpft; indem die Juristen sich begnügten, die Sprüche davon (wie „salus publica prima lex") für Nothfälle zurückzuweisen, und übrigens der, die Forderungen einer für und für Neues gebärenden Welt schlecht befriedigenden, Lehre von dem bloßen Schutze des Alten und Bestehenden huldigten. So konnte dieser dunkle Glaube ungestört von Philosophen und Historikern im ideellen Gebiete fortgepflegt werden, bis endlich die jüngste Disciplin (die der Staats-Oekonomen und Finanzmänner) sich der Interpretation der Staatszwecke bemeisternd, ihn zu dem Gipfel brachte, wo jeder Glaube nothwendig in die Wirklichkeit umschlägt. In der That fing schon vor dem Ansehen der Staatsökonomen jene von den Philosophen und Historikern fortgesetzte Pflege an, sich außerhalb dem Felde der Theorien zu zeigen, nämlich an der in der practischen Politik wachsenden Neigung zur Schulmeisterei. Den eigentlichen Juristen war sie im Allgemeinen fremd, und zu ihrem Ruhme muß man sagen, daß sie vor dem eingreifenden Regieren, insbesondere vor dem Promulgiren von neuen Gesetzen und Verordnungen, deswegen Scheu hatten, weil sie wußten und fühlten, wie schwer es ist, gute Gesetze zu geben; während just die Politiker, welche keine Schwierigkeiten ahnten, durch die Phantome von Staatszwecken zum beson-

digen Kreißen hingerissen wurden, und die über die Verhältnisse von Millionen verfügenden Dekrete so leicht wie Parole-Befehle gebaren. Doch gebietet es die Wahrheit nicht minder, das Lob der Juristen mit dem Tadel zu beschränken, daß ihre Scheu zu weit reichte und, mehr als die oft beschrieenen Mißbräuche, der Meinung aufhalf, man könne einen Staat regieren ohne Jurist zu seyn, ja daß zum ächten Regieren ein Jurist nicht einmahl tauglich sei. Diese Meinung bewirkte darum auch zweierlei: die Trennung der Justiz von der sogenannten Administration, und die Ueberantwortung der Administration an Nicht-Juristen. Das Erstere war der Vernunft entsprechend, weil, was an sich so verschieden ist als Richten (Streit schlichten) und bloßes Verwalten, nicht vermengt werden darf. Auch die Bestellung *verschiedener* Personen für das Eine und Andere ist zu vertheidigen; keineswegs aber die Bestellung *rechtsunkundiger* Personen für die Administration. So lange der Staat ein auf Gesetzen ruhendes, durchaus von Gesetzen durchflochtenes Ganze ist, kann niemand viel daran verwalten, ohne gründliche Kenntniß der Gesetze. Es paßt nicht zu meinem Plane, diesen Satz mit Belegen aus der Wirklichkeit auszurüsten; selbst auf *die* Belege muß ich verzichten, welche die Unzulässigkeit der Nicht-Juristen für die *fiscalischen* Interessen, aus den ewigen, Rechtskennern leicht vermeidlichen, Collisionen mit den Privaten, beweisen. Ich habe ein wichtigeres Argument, das direct den Bestand des Ganzen angeht; daß nämlich gerade in der gründlichen Kenntniß von Recht und Unrecht die beste Garantie besteht, sich nicht leichtsinnig darüber wegzusetzen, und daß der einzige Gegenhalt wider die verführerischen Vorspiegelungen von Staatszwecken und Gesammtwohl in der Ueberzeugung liegt, daß die letzte sichere Basis der Staaten nur das Recht ist. Weil sich von dieser Ueberzeugung die Administration *mit* geschieden hat, darum ist ihre viel gepriesene Scheidung von der Justiz — der Basis der Staaten, trotz allen Verbesserungen in einzelnen Zweigen, schädlich gewesen. Von selbiger Scheidung her datirt sich namentlich das so oft verwünschte Viel-Regieren und Concentriren. Durch sie ist die büreaukratisch-politische Bevormundung zu einem Grade gestiegen, den in Deutschland sogar die *theokratische*, bei allem Eifer der Priester sich in die Angelegenheiten der Familien zu mischen, nicht erreichen konnte. Und wenn früher für die gemeinsamen Interessen, welche den Priestern überlassen waren (wie die des Unterrichtes und der Armenpflege), zu wenig geschehen war, so hatte man fortan nur zu sehr über das andere Extrem, über Eingriffe ins Privat-Eigenthum und in die individuelle Freiheit, zu klagen. Noch schnöder wurde in Betreff solcher gemeinsamen Interessen verfahren, die bisher von Privaten, sei es in freiem Gewerbe oder gemäß Verträgen mit dem Staate, bestellt worden waren.

Daran ist nichts zu verwundern. War die Administration einmal

von der Justiz emancipirt, so mußte ihr Uebergewicht darüber durch die in die neuere Politik überall eindringenden fiscalischen Lehren von selbst folgen. Seit Finanzmänner den Staatszweck zu interpretiren begannen, blieb die Praxis nicht lange hinter der Theorie zurück. Die Rücksichten auf Geld drängten bei den beständigen Kriegen die Fürsten zu sehr, um nicht, wie vorher den Goldmachern, so später den Finanzprojecten-Machern volles Gehör zu verschaffen. Geraume Zeit kehrten sich diese neuen Interpretatoren von Staatswohl zwar nur gegen die Unterthanen, deren Rechte vor der Lehre, daß Privatinteressen vor dem allgemeinen Interesse weichen müßten, in den Staub sanken. Allein es war dennoch eine große Verblendung, nicht zum voraus zu ahnen, wohin diese Despotie eines Schulphantomes zuletzt führe, und daß dasselbe Raisonnement, was die Rechte der Unterthanen vernichtete, zugleich die Rechte der Fürsten untergrub. In der nämlichen Verblendung datirt man noch immer die revolutionäre Periode von den offenen Angriffen auf die Fürsten, statt den wahren Anfang in der viel frühern Verdrängung der Juristen vom Staatshebel zu erkennen. Ja was weit schlimmer ist, man täuscht sich auch über das Ende dieser Periode so sehr, nicht einzusehen, wie fern es sich allen Fürsten und Völkern halten muß, deren erste Räthe zu wenig in die Lehre vom Recht eingeweiht sind, es als die einzige sichere Stütze der Staaten zu achten.

Indeß wolle man hierin keinen nackten Wunsch für die Wiedererhebung der Juristen erblicken. Ich bescheide mich willig, daß ein Theil von ihnen vor wie nach den Beruf zur Politik allein in dem bloßen Abwehren des Unrechtes sucht und einer rohen Conservation huldigt, ohne sich um das ewig zu Aenderungen treibende Entwicklungs-Princip zu kümmern, und ein zweiter Theil gar mit von der revolutionären Wohlfahrts-Schulmeisterei angesteckt ist. Bestanden ja die revolutionären Convente in Frankreich meist aus Fanatikern und wahren Rechtsfeinden, die sich dennoch selbst zu den Juristen zählten und auch vom Volke dazu gezählt wurden. Aber auch diejenigen Rechtsgelehrten, welche von dem einen und dem andern Uebel am freiesten sind, kränkeln doch (woran nach dem im ersten und zweiten Bande meines „Europa und Deutschland" Gesagten hier kaum zu erinnern ist) an den allgemeinen Gebrechen unserer Cultur, an den Folgen der schroffen Scheidung des reflectirenden und practischen Lebens. Diese Gebrechen sind just mit der Wissenschaftlichkeit gestiegen und darum die neuesten Rechtsgelehrten, trotz ihrer höhern Gelehrsamkeit, zur politischen Praxis, namentlich zur Gesetzgebung, unfähiger als ihre Vorfahren; was schon die übertriebenen Hoffnungen von Gesetzen gegen die irdischen Bedrängnisse sehr stark bekunden.

Daß die Verirrung von Theorien herrührt und die Fürsten weniger Schuld daran sind, als es beim ersten Blicke scheint, bewies

jüngst wieder die feierliche Ermahnung des sterbenden Kaisers Franz an seinen Sohn und Nachfolger: ja stets die Rechte seiner Unterthanen zu schützen, dann würden ihm die Unterthanen auch die seinigen bewahren. Die Fürsten sind durch die Producte der Schulen, welche alle sogenannten Gebildeten als baare Weisheit priesen, verleitet worden, und auch das nur in der Bedrängniß von Kriegen. In Kriegen ist begreiflich die Concentration der Volkskräfte die erste Bedingung des Siegens; und ein Fürst, der nichts Anderes seyn will als ein Eroberer, mag lediglich der von kriegssüchtigen französischen Königen vorbereiteten, von der Revolution und ihren Diktatoren weiter ausgebildeten Regierungsweise folgen. Er wird dann eine Zeitlang Dinge ausführen, die einem die Individuen und ihre Rechte achtenden Könige unausführbar sind. Nur erwartete er von einer solchen asiatischen Benutzung der Volkskräfte, welche die Kräfte selbst in ihren Quellen verdirbt, keine Erhaltung des Errungenen, zumahl in der Nähe von Völkern, deren individuelles Leben gesunder bleibt. Leider mußten auch Fürsten, die persönlich von der rasenden Kriegslust frei waren, durch menschenfressende Nachbaren dahin gebracht werden, der die gesunde Lebens-Entfaltung umstrickenden Concentrirung zu viel zu opfern, statt ihr als einem argen Gifte stäts zu mißtrauen und nach verschwundener Kriegsgefahr möglichst wieder zu entsagen.

So haben leere Schul-Begriffe, um die sich die praktische Welt wenig zu kümmern pflegt, den furchtbarsten Einfluß auf eben diese Welt geübt, ohne daß sie selbst ahnete, woher die furchtbare Macht kam. Und trotz allen Prunkreden über gestiegene Cultur wird heutzutage in den meisten Staaten das eigentliche Ruder Männern überlassen, deren ganze Weisheit sich in Finanz- und Concentrations-Projecten verliert, indeß beide Richtungen darin harmoniren, den Rücksichten auf die nächsten Früchte zu schmeicheln, die Lehren von Recht und Unrecht aber als hinderlich und überflüssig, wie aus der äußern, so auch mehr und mehr aus der innern Politik zu verbannen.

„Aber, wird mir der eine und der andere Leser einwerfen, zu„gegeben daß die Lehre vom Staatszwecke so sehr mißbraucht wor„den, es beweiset dieß noch nichts gegen die Wahrheit der Lehre „an sich. Und offenbar wurde zu dem Begriffe von Staat nur „deshalb eine Bestimmung über dessen Zweck gerechnet, damit es „für die Lenker der Staaten nicht an einem höchsten Regulativ „(an einem Leuchtthurme) fehle. Sollte denn dazu der Spruch „von dem Gesammt-Wohle und ähnliche ganz und gar nicht tau„gen? Oder gibt es ein anderes besseres Regulativ?"

In der Antwort hierauf will ich meinen frühern Aeußerungen noch das hinzufügen, was die Materie zum Schlusse fördern kann.

In meinem Buche über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten habe ich gezeigt, wie widersprechend es ist, in einem und demselben Begriffe das Merkmahl „höchste Gewalt" und zugleich

eine Bestimmung über den Zweck anzubringen, d. h. die höchste Gewalt, nachdem sie kaum für die höchste erklärt worden, wieder einem Andern unterzuordnen. Dort, wie im ersten Theile meines „Europa und Deutschland", ist aber auch deutlich zu sehen, wie schlecht der Schulbegriff von Staat mit seinem vermeintlichen Zwecke auf die Staaten der Wirklichkeit überhaupt paßt, geschweige auf den nordamerikanischen Bund, wo die politischen Richtungen so sehr von den dunkeln Impulsen der Volksmasse abhängen. Hier bleibt also bloß übrig, Einiges über den Zweck der Zweck-Bestimmung zu sagen.

Man glaubt allerdings, daran ein sicheres Regulativ für die Staats-Lenkung zu haben, und das ist der Grund, daß man sie noch immer wie krampfhaft festhält. Indeß machte ich bereits in der Einleitung darauf aufmerksam, daß die nackten Reden von Glückseligkeit, von Volkswohl ꝛc. in einer luftigen Allgemeinheit schweben, wovon es gar keine Brücke zu den irdischen Einzelnheiten gibt; und in Betreff der weitern Ausführung dieses Ausspruches brauche ich mich nur auf den ersten Band von „Europa und Deutschland" ꝛc., namentlich auf Seite 167 folg., zu beziehen. Wer das sorgfältig prüft, der wird mir sicher einräumen, daß jene Zweckbestimmung nicht besser zum Regulativ für die Staatslenkung tauge, als die vagen Phrasen von Bestimmung des Menschen zum Regulativ des individuellen Lebens. Und daran schließt sich denn das fernere Resultat, daß wenn die unendlichen Variationen der Lebens-Verhältnisse nicht einmahl für einen einzelnen Menschen eine zum voraus über alle möglichen Fälle entscheidende Norm zulassen, es noch weniger für eine Gesammtheit von Menschen, für Völker und Staaten, solche Normen geben kann. Dieß ist so ziemlich die Wiederholung einer Stelle meines amerikanischen Reiseberichtes (S. 153 folg. 2te Aufl.). Die Kunst, einen Staat zu lenken, reducirt sich keineswegs auf die Erfindung einer Theorie, die man auf die einzelnen Fälle nur anzuwenden habe. Die natürlichen Variationen sind der Art, daß der Künstler beständig gegenwärtig seyn muß, um gleichsam für die einzelnen Fälle Theorien zu erfinden; vollkommen wie es um das individuelle Leben steht. Man kann sich freilich für diese Operationen *vorbereiten*. Allein die allgemeinen Regeln, die statt jener Trugbilder von Volks-Wohl und Staats-Zwecken dazu gehören, dispensiren nicht von einem sorgfältigen Forschen in den Einzelnheiten der Welt. Ja, die *ächten* allgemeinen Regeln weisen direct auf ein solches Forschen hin. Die Regeln selbst sind aber so tief in jedes Menschen Hirn geschrieben und treten auch so leicht als natürliche hervor (wo nicht das Gestrüppe *verkehrter künstlicher* Regeln sie erstickt), daß man über ihre Unzulänglichkeit an sich ohne nähere Bemühung um die einzelnen Fälle — nicht klagen darf. Wie könnte es für alles menschliche Schalten und Walten, für alles menschliche Wollen, Ringen und Kämpfen eine höhere Regel geben, als die, *zum Bessern zu streben*? Wohl

verstanden, zum Bessern, nicht zum Absolut-Guten. Damit ist schon ausgesprochen, daß sich das Streben an den gegebenen Verhältnissen und Dingen gewisser Maaßen zu halten habe, statt daß das Streben zum Absolut-Guten gleich ins Leere geräth, oder von Trugbildern zur wilden Zerstörung der Wirklichkeit verlockt wird. Das Streben zum Bessern gehört aber der menschlichen Natur so durch und durch an, daß es auch dem Streben einer Vielheit von Menschen nicht fehlen kann. Allein es im Begriffe von Staat deshalb besonders hervorzuheben, ist so unlogisch, als es bei der Definition eines einzelnen Menschen *) zu thun; just weil es mit dem nackten Streben zu existiren zusammentrifft. Wem das nicht einleuchtet, der bedenke doch, daß kein Mensch ohne ein Wollen, Begehren und Streben seyn kann; daß das Streben aber stäts auf das geht, was dem Strebenden wünschenswerth dünkt, wessen Erreichung er als eine Verbesserung betrachtet. Er bedenke ferner, daß jedem Menschen, seine Entwicklungsstufe sei hoch oder niedrig, ein Zustand, zum mindesten dunkel, vorschwebt, der ihm wünschenswerth vorkommt, und daß ihm damit, wie sehr er auch irren möge (indem er dazu rechnet, was nicht dazu gehört) dennoch immer Etwas vorschwebt, dessen Erreichung auch die unpartheiische Vernunft als eine Verbesserung achten muß. Allein das Nähere hängt gar zu sehr von den Individualitäten und individuellen äußern Lagen ab, als daß in einer Vielheit von Menschen ein harmonisches Gesammt-Streben Aller möglich wäre. Im Gegentheile, die Collisionen, welche von natürlichen innern Verschiedenheiten der einzelnen Glieder entstehen, können sehr oft der Art seyn, daß ein nacktes moralisches Postulat für den Frieden lächerlich erscheint. Schon darum ist es eine offenbare Gaukelei, von einem Gesammt-Willen zu sprechen und daraus einen Grund zu Staatsoperationen abzuleiten. Eben daran liegt es aber auch, daß die gute Lenkung eines Staates weit schwieriger ist, als die gute Lenkung des isolirten individuellen Lebens. Will man indeß für das Eine wie das Andere eine genauere Charakterisirung des Strebens zum Bessern, so biete ich die Bemerkung an, daß selbiges Streben zwar keineswegs die Behaglichkeit, Zufriedenheit, Freude ꝛc. ausschließe, aber doch nicht allein auf sie geben könne, daß es sich hingegen stäts an der Richtung zu halten habe, welche der Entwicklung (in ihrem wirklichen Zuge, nicht in dem erträumten Fluge der Phantasten) zu entsprechen scheine. Insofern ist die Erforschung des Entwicklungsganges die höchste theoretische Aufgabe, und das ihm Folgen die höchste practische. Wenn ich damit an das alte „naturae convenienter vivere“ erinnere, so ist zugleich für die

*) Worauf noch immer der Montaigne'sche Spruch paßt: mon art, mon metier c'est vivre.

theoretische Vorbereitung zur Lenkung des individuellen Lebens, wie zur Lenkung von ganzen Völkern, ein Feld bezeichnet, was den Forschungstrieb vor der Verirrung in leere Constructionen*) schützt.

*) Um zu wissen, was unter leeren Constructionen zu verstehen sei, hat man bloß einen Blick in die sog. Systeme des Naturrechtes zu werfen. Die eigentlichen Juristen haben gegen diese Producte der Philosophie so wenig gethan, daß man noch immer von einem Naturrecht und seinem Widerstreite mit dem historischen Rechte hört. Mit dem gewöhnlichen Spruche, daß es kein Naturrecht gebe, ist die Sache nicht abzumachen. Wohl kann die Wirklichkeit ungerecht seyn. Dafür braucht man nicht an das Walten eines Caligula oder Nero zu erinnern. Und sicher hat der Mensch auch ein inneres Licht und Maaß, womit er die Wirklichkeit beleuchten und prüfen soll. Man kann noch weiter gehen und sagen, er soll damit die Nothwendigkeiten der Dinge und Verhältnisse zu erkennen trachten, und die unabweislichen Forderungen der Natur von den Eingriffen der menschlichen Irrthümer, Launen und Leidenschaften unterscheiden. Allein die Schwierigkeit, diese Aufgabe zu lösen, ist es, worum es gilt. Und leider ist von der jüngsten politischen Weisheit nicht einmahl zu rühmen, daß sie die Schwierigkeit fühlt; sonst würde nicht so mancher Pedant sie durch sog. abstractes Denken zu heben versuchen. Gewiß ist es nützlich, über die Gesetze, über die gegebenen wie über die künftig zu gebenden, nachzudenken. Wie hätte anders die römische Jurisprudenz entstehen sollen? Und bei solchem Nachdenken müssen auch die Dinge und Verhältnisse oft supponirt werden; zumahl beim Nachdenken über zukünftige Gesetze. Allein es ist nie zu vergessen, daß dieses Theoretisiren nur für Wirklichkeiten bestimmt seyn kann, und daß eben damit die unerläßliche Forderung verbunden ist, die Wirklichkeiten zu kennen, sie durch und durch zu begreifen. Ist es nicht wunderbar, wie Leute, die sich Philosophen und Politiker nannten, hiegegen so sehr fehlen konnten, daß sie, statt die Welt und ihre Verhältnisse sorgfältigst zu studiren, sich träumend und brütend eine Welt der Einbildung schufen, und nachdem sie so zu ihren Systemen von Legislation gediehen waren, ohne Weiteres die Umwandlung der wirklichen Welt überall postulirten, wo sie nicht zu ihren Systemen paßte? Daß auf diesem Wege kein Heil zu erringen ist, wenn auch die Krankheit der irdischen Zustände noch so arg wird, scheint heutzutage just in den höhern Classen, die sich hauptsächlich mit Reflexionen befassen, am schwächsten beherzigt zu werden. Der bloße Gebrauch des Ausdruckes „historisches Recht" im Gegensatze des Vernunftrechtes zeugt dafür. Daß die Vernunft, um sagen zu können, was unter den Wirklichkeiten recht sei, die Wirklichkeiten erkennen und als solche auch in gewissem Grade respectiren muß, wird schwerlich irgend ein Theoretiker bestreiten. Nun sind aber alle Wirklichkeiten Erzeugnisse der Geschichte (der Vergangenheit); und insofern sie in der Geschichte ihre Wurzeln haben, gehört die Geschichte mit zu ihrem Dasein in der Gegenwart. Folglich ist kein vernünftiges Recht denkbar, was sich nicht mehr oder minder auf die Geschichte stütze. In der That dreht sich auch der Streit der redlichen Kämpfer für das sog. Vernunftrecht einzig um die Frage, wie viel oder wie wenig von der Geschichte zu respectiren sei, ohne daß sie indeß nur so weit zur Klarheit gediehen waren, als dieser Ausdruck reicht. — Wie

Wie ämsig aber selbiges Feld untersucht werden möge, ich sage es nochmahls, keine Vorbereitung zur Lenkung vermag die Schwierigkeiten der Lenkung selbst völlig zu besiegen, und von Zeit zu Zeit wird es Lagen geben, wo die Wahl des Weges der besten menschlichen Einsicht und dem reinsten Willen sehr sauer fällt.

Uebrigens ist sicher auch dem Staatsmanne die beständige Beherzigung einer Wahrheit zu empfehlen, die für jegliches menschliche Ringen als letzter Trost gelten muß, nämlich daß es auf unserer Erde überhaupt keine Endzwecke gibt, und daß wir insofern unsere irdische Bestimmung im Ringen selbst zu suchen haben. Nur das kann sowohl vor der Verirrung bewahren, worin der Einzelne das für sich Errungene überschätzt, als vor derjenigen, worin man das für eine Gesammtheit und für ganze Völker Errungene überschätzt. Hieher S. 220 u. 221 des 1. Bd. von Europa und Deutschland ꝛc.

Siebenter Abschnitt.

Jetzt von der Sclaverei. Ich habe im meinem Reiseberichte die Sclaverei als ein Uebel geschildert, was sich nicht so ohne Weiteres mit dem Revolutionsmesser exstirpiren lasse, und den Wunsch für die allmählige Exstirpation geäußert. Dafür ist mir in Europa das Lob zu Theil geworden, daß ich die Sclaverei vertheidige. Was werden dieselben Kritiker erst zu meinen jetzigen Aeußerungen sagen! Seit der Publication jenes meines Berichtes hat man angefangen, diese Angelegenheit mit einem ähnlichen Fanatism in Amerika zu behandeln, so daß beinahe der Bestand des Bundes gefährdet schien. Dadurch bin auch ich zu einer neuen Ueberlegung angespornt worden, deren Resultat ich dem Publicum hier vortrage.

Ich kenne für meine Warnung vor wilden Experimenten keinen höhern Satz, als den, daß wir arme Menschen, — denen überhaupt nur eine kurze Zeit zu leben vergönnt ist und eine noch viel kürzere Zeit mit Verstand zu leben — die Erde so zu nehmen haben, wie sie ist, daß wir also vor Allem zu verstehen suchen müssen, was uns umgibt und wie wir uns dazu verhalten. In dieser Opera-

---

wohl es mein Vorsatz war, keine lebende Verfechter der politischen Lehren mit Namen zu nennen, so drängt mich doch die Freude, die Lehren zweier berühmter Forscher so sehr den gerügten Verirrungen entgegen zu sehen, als es die des Freiherrn von Gagern und des Herrn Professors Dahlmann sind, zu einer Ausnahme.

tion werden wir finden, daß keineswegs die Ordnung der Erde und des Himmels mit dem völlig harmonirt, was uns Menschen wünschenswerth dünkt, d. h. was uns als Ordnung vorkommt. Wir drücken dieß gewöhnlich mit den Worten aus: „ja, wenn's ginge, wie es sollte" und ähnlichen. Und eben damit verbinden wir die Vorstellung, als ob irgend eine Unordnung daran schuld wäre, daß es nicht so geht. Es ist freilich keine erheiternde Wahrheit, daß dieser Zwiespalt sogar gegen die edelsten Wünsche der besten und klügsten Menschen statt hat, und es erscheint unstreitig als ein seltsamer Beruf, daß wir, trotz der unendlichen Uebermacht der Welt-Ordnung, sie mit dem, was wir Ordnung nennen, gewisser Maaßen bekämpfen sollen. Aber dennoch bleibt die stäte Aufmerksamkeit auf selbige Wahrheit die einzige Vorkehrung, daß wir uns nicht, während wir unserm Berufe zu gehorchen und als Glieder der Schöpfung nach unserer Weise darin zu leben und zu wirken trachten, gegen die Schöpfung an sich aufreizen lassen. Mit andern Worten: wie es auch in der Welt gehen möge, wie widrig wir das Wirkliche empfinden, und wie viele Gründe uns mit Recht bestimmen mögen, ihm bis an's Ende entgegen zu kämpfen, immer müssen wir jenen Gedanken an eine Unordnung in der Natur und in dem Gange der Dinge überhaupt abwehren, um nicht für und für in eitle Selbstpeinigung, ja in völlige Raserei zu verfallen.

Schon im eingezogensten Familienleben ist Anlaß genug zu solchen Betrachtungen. Wie oft hat der Verständigere nicht zu bejammern, daß der Himmel seinen Angehörigen zu wenig Verstand verliehen?! Wie oft sieht der rüstige Familien-Vater nicht, daß Krankheiten, Unfälle, natürliche Schwächen und Thorheiten der Menschen, seine wohlwollendsten Anstrengungen lähmen?! Leicht reihen sich an dergleichen Erfahrungen die Gedanken, wie gering überhaupt die Zahl der Verständigen gegen die der Unverständigen ist, und wie sehr die letzteren die ersteren an physischer Kraft und an heftigen Impulsen zum Gebrauche ihrer Kraft übertreffen. Und doch gehören die Klagen darüber in eine Klasse mit den Klagen, daß der Himmel überhaupt schwache und unverständige Menschen geschaffen, daß er Kinder geschaffen, und daß die verständigsten Menschen selbst vorher eine Bahn von Unverständigkeit zurücklegen müssen. Kurz, um das menschliche Lebensgetriebe zu begreifen, müssen die Verständigen stäts beherzigen, daß trotz ihrem Berufe, die Unverständigen zu lenken und zu schützen, es in der Welt dennoch mehr nach Impulsen des Unverstandes gehen soll, als nach Impulsen des Verstandes; einfach aus dem Grunde, weil der Himmel dem Unverstande, wie durch die Rohheit ganzer Völker, so in den cultivirten Völkern durch die überwiegende Zahl der Kinder, Jünglinge und Weiber (von so vielen unverständigen Männern zu schweigen) vor wie nach den größten Vorschub leistet. Wie traurig es klingen möge, das Loos der Besten ist immerhin kein anderes, als sich selbst durch eine Bahn von Unverstand durchzuarbeiten, um

die übrigen Jahre mit Unverständigen zu kämpfen; und sicherlich wird stäts Derjenige, welcher auf den Unverstand seiner Nebenmenschen speculirt, eher prosperiren, als Der, welcher auf den Verstand rechnet.

Indeß, wenn sogar dem Lenker einer kleinen Familie die Frucht dieser Betrachtung nöthig ist, so erscheint sie um so mehr nöthig Denen, welche auf die Lenkung einer Menge Familien, eines Staates und Volkes, Einfluß üben. Allein leider ertappt man bereits hiebei, also bei der ersten aller Bedingungen einer so wichtigen Wirksamkeit, unsere practischen wie theoretischen Politiker auf den gröbsten Blößen. Für diese Blätter paßt es nur, über einen einzigen Beleg zu handeln, nämlich über die Art, wie unsere Politiker über die Sclaverei in Nordamerika denken, sprechen und verfügen.

Nie war es vielleicht dringender den Politikern zu empfehlen, sich bei ihren Reflexionen über ganze Staaten und Völker möglichst nahe bei den Elementen zu halten, woraus sie bestehen, nämlich bei den Individuen und Familien. Und so biete ich ihnen auch bei der Sclaven-Frage, zum Schutze vor speculativen Verirrungen und Träumen von Verbesserung der Weltordnung, den Familienkreis als Anhalt dar.

Was ist der Beruf der Besten und Verständigsten im Familienkreise? Ueberall gibt es in den Familien Glieder, die den andern an Kraft und Gesundheit des Körpers wie des Geistes nachstehen. Und oft genug sind dergleichen Mängel wahre Unheilbarkeiten, worüber weder Alter, noch Arzeneien, noch Lehren das Geringste vermögen. Gesetzt in einer Familie von fünf, sieben und mehreren Kindern finde sich nach dem Tode oder auch bei der bloßen Unfähigkeit der Eltern zur Bestellung ihrer Angelegenheiten ein Glied, das die andern an Einsicht sehr übertreffe; was ist dessen von der Natur und dem Himmel dictirte Pflicht? Unstreitig wird die Antwort eines Jeden lauten, seine bessere Einsicht aufrichtig für das wahre Wohl seiner Geschwister zu gebrauchen. Nun ja, das spricht sich theoretisch so ziemlich von selbst aus, so oft die Praxis auch davon abweicht. Allein die Schwierigkeit steckt darin, näher anzugeben, was unter den Worten „wahres Wohl" zu verstehen sei, und dabei den Weg und die Mittel zu bestimmen. Der Leser wolle hier nicht erschrecken. Ich habe nicht vor, ihm über dieses Thema eine Predigt zu liefern. Für meinen Zweck reicht es hin, wenige Worte über Einiges von dem Unendlich-Vielen zu sagen, was nicht zum wahren Wohle gehört, und nicht dazu führt. Täglich können wir Beispiele treffen, wo ein Verein von Verwandten durch ein oder zwei Glieder gleichsam regiert wird, und wo auch leicht zu erkennen ist, daß ohne ihre Einsicht das Ganze zerfallen und dann just die regierten Glieder am meisten gefährdet seyn würden. Allein täglich können wir auch die verkehrtesten Beurtheilungen solcher Zustände erfahren, und namentlich, daß gerade das Regiment, dessen die Führer so

gerne als einer schweren Bürde los wären, und wozu sie einzig die Ueberzeugung nöthigt, daß sonst die Ihrigen sicher zu Grunde gehen würden, auf Herrschsucht und Eigennutz gedeutet wird. Die Zweifel aber, welche zu dieser Deutung insgemein verleiten, sind es, welche ich zu künftigem Gebrauche hier ans Licht ziehen muß.

Es liegt eben in dem natürlichen Unterschiede der einzelnen Glieder, daß das eine nicht thun kann, was das andere vermag. Dem Verständigsten wird vorzugsweise das zu Theil werden, was Ueberlegung fordert. Die Ueberlegung geschieht stille, ohne daß der Körper sich zu rühren braucht. Darum fällt sie nicht auf; während der Körperlich-Geschäftige bemerkt wird. Nichts ist gewöhnlicher, als das Loos des erstern deshalb zu überschätzen; und selbst wenn Kränklichkeit davon unzertrennlich wäre, heißt er der glückliche Zuschauer, der andere: der gedrückte Arbeiter. Es kann nicht ausbleiben, daß der Verständige in vielen Meinungen über die gemeinsamen Interessen von den Minder-Verständigen abweicht. Es mag ihm nicht selten gelingen, seinen Gründen Eingang zu verschaffen. Aber je schwächer und kindischer die Angehörigen sind, desto öfter wird er, wie bei wirklichen Kindern, zu Scheingründen flüchten müssen, oder zu Bitten, als ob er bloß sein Interesse verfolge, oder es wird gar zu Zänkereien kommen. Der Ausgang sei endlich noch so gut, der Verdacht der Herrschsucht und des Eigennutzes wird in und außer dem Hause wider ihn verstärkt. Man wird es ihm zum Vorwurfe machen, daß er seine Angehörigen nicht völlig wie seines Gleichen behandle, und wenn er so nicht mit ihnen fertig werden könne, sie nicht lieber sich selbst überlasse. Nur so lange die Angehörigen wirkliche Kinder sind, wird man anders urtheilen. Nun aber bitte ich den Leser, zu entscheiden, was hier der Weg zum wahren Wohle sei.

Man nehme den geistigen Unterschied noch größer an. Man stelle sich vor, ein Theil der Familie habe nur Geschick zu körperlichen Arbeiten, der andere Theil könne zwar diese Arbeiten eben so gut verrichten, sei aber auch zu wichtigern Geschäften fähig. Soll hier der Gleichheit wegen dennoch das eine Glied zu denselben Geschäften berufen werden, wie das andere? Daß der Himmel nicht allen Menschen dieselben Fähigkeiten verleihet, ist zwar dem blödesten Auge sichtbar, und doch zerquälen sich Leute von vermeintlich hoher Einsicht, sich vorzugaukeln, die Anlagen zu den Fähigkeiten seien stets gleich, es gelte nur darum, sie bei Jedem gehörig zu entwickeln. Und so ist es eigentlich die politische Schulmeisterei, (wozu diese Politiker sich natürlich vor Allen berufen glauben), welche die vollkommene Gleichheit in den Köpfen und demgemäß auch vollkommene Gleichheit der Rechte erzeugen soll. Die Despotie der Schulmeisterei schlagen sie nicht an, da sie ja persönlich, als zum voraus designirte Meister, nichts davon zu fürchten haben. Sie muß einstweilen ertragen werden, der künftigen herrlichen Früchte wegen. Und solche

Theoretiker wagen es noch, über die Despotie der Hierarchie zu schmähen. Nur diesen werde ich nicht bündig erscheinen, wenn ich fortfahre, daß wir der Vernunft und dem Himmel entgegenkämpfen, sobald wir die körperlichen und geistigen Verschiedenheiten der Menschen und die daraus folgenden Verschiedenheiten der Rollen läugnen. Die Rolle des Verständigen in der Familie ist just darum die schwerste, weil es so schwer ist, davon Alles ferne zu halten, was die Weniger-Verständigen wider ihre Rollen verstimmen kann. Es ist schon sehr schwer, in dem eignen Betragen Jegliches zu vermeiden, was dahin wirkt, wie viel schwerer, den Aufwiegelungen neidischer oder fanatischer Nachbaren auszuweichen. Freilich wenn der Lenker einer Familie seine Rolle zum Spiele der Eitelkeit herabwürdigt, so versündigt er sich gegen seine Angehörigen nicht minder, als wenn er dem nackten Eigennutze dient. Gerade zur Mäßigung seiner Selbstschätzung soll er bedenken, daß auch der Verstand allein auf dieser Erde noch nicht ausreicht, daß kein Hälmchen für Brod wächst ohne Körper-Arbeit, oder, wo die Hälmchen wirklich von selbst wachsen, doch die Ernte so wenig von selbst geschieht als das Backen. Und alle Glieder der Familie sollen stäts beherzigen, daß, wenn Vertheilung der Arbeiten nach den verschiedenen Fähigkeiten im höchsten Grade dem gemeinsamen Interesse entspricht, es, wo die Natur die Vertheilung besorgt, und Jedem nur die Art Arbeit zufällt, wozu er sich ohnehin am liebsten anschicken würde, die größte Thorheit ist über Despotie und Zwang zu klagen. Leider befördert diese Verstimmung nichts so sehr als der Dünkel, welcher so gerne eine Arbeit vor der andern adeln möchte; da doch die Vernunft und die Natur von einem solchen Range nichts weiß, und die schlichte Arbeit eines ehrlichen Pflügers vor dem Verleiher aller Erdengüter denselben Rang hat als das sinnreichste Product des Künstlers oder Denkers. Eben dieser Dünkel ist es, der schon unser häusliches Leben dem Zustande entfremdet, welchen wir patriacharlisch oder (um einen der Schwärmerei minder verdächtigen Ausdruck zu wählen) patronatisch zu nennen pflegen. Wie sollte es im Getriebe ganzer Völker besser hergehen? Nur in Nordamerika geht es besser her. Dort spürt man von jener Wucherpflanze der neuern Cultur sehr wenig, weshalb Pedanten und Gecken zweifeln, ob es überhaupt Cultur jenseits des Oceans gebe. Und darum lasse ich auch noch nicht alle Hoffnung fahren für eine glückliche Wendung der Verhältnisse der Nordamerikaner zu ihren Sclaven.

Ich bezwecke nämlich mit den gegenwärtigen Aeußerungen über die Ungleichheit der Menschen im Familienkreise nichts Anderes, als zu analogen Reflexionen über die Ungleichheit ganzer Völker zu leiten. Ich wünsche für die klare Erkenntniß zu wirken, daß, von sogenannten Racen völlig abstrahirt, die Europäer und ihre Sprößlinge den Negern darum in der Empfänglichkeit für das höhere Licht weit vor sind, weil diese Empfänglichkeit so sehr

von einer in der Folge der Generationen fortschreitenden Cultur abhängt, wie ich in meinem Werke „Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet" gezeigt habe. Ein solcher Vorsprung in den Anlagen läßt sich durch keine Unterrichts- und Erziehungs-Künste, geschweige durch religiöse Dogmen, ausgleichen. Wie demnach die Nordamerikaner, als gesunde Sprößlinge der germanischen Keimkraft, erstlich verpflichtet sind, ihre besseren Anlagen für das höhere Licht mehr und mehr zu entwickeln, so sind sie zweitens verpflichtet, von ihrer Ueberlegenheit über die farbigen Menschen einen ähnlichen Gebrauch zu machen als ein Bruder gegen seine Geschwister.

Damit ist die Bahn angedeutet, welche die ächte Humanität und Religion in dem Streite für und wider die Sclaverei dictirt. Sie ist sichtbarlich nicht minder fern von einer fanatischen Emancipation, einer bürgerlichen und politischen Gleichstellung der Farbigen und Weißen, als von einer Verstockung in dem rohesten Eigennutze. Alles menschenfreundliche Wirken sollte deshalb, statt auf sogenannte radicale Experimente, die immer nur Aeußerlichkeiten treffen, ohne die inneren Dispositionen umzuwandeln, auf die Veredlung der weißen Herren und ihrer Behandlung der Sclaven zielen. Wahren Patronats-Verhältnissen die Verhältnisse der Herren zu ihren Sclaven zu nähern, das kann allein das vernünftige Streben Derer seyn, die beiden Theilen aufrichtig nützen wollen. Allein dazu ist niemand unfähiger als die gewöhnlichen Eiferer gegen die Sclaverei, die nichts weiter verstehen, als Zustände wie in Domingo zu erzeugen, und nachdem sie die politische Emancipation der Weiber durchgesetzt, endlich gar von der Emancipation der Säuglinge (da die der Jünglinge längst existirt) deklamiren würden. Leider leistet ihren unheilvollen Experimenten die kurzsichtige Philanthropie der Halbbildung auf der ganzen Erde Vorschub. Wenn es unläugbar der Beruf des cultivirtern Menschen ist, für das Wohl der minder cultivirten zu wachen und zu wirken, und es mit Recht löblich heißt, daß einzelne Europäer dafür in ferne Länder unter wilde Horden reisen, warum verkennt man diesen Beruf da, wo die rohen Menschen uns gleichsam in die Hand gegeben, in unsere häusliche Gewalt überantwortet sind? Freilich ist es eine alte europäische Verzerrung, das Elend in der Ferne aufzusuchen, über die Noth in der Nähe hingegen wegzublicken, als ob sie zur Naturordnung gehöre. Die Herren sollen edler werden, dann wird die Sclaverei von selbst ihren rauhen Charakter verlieren. Aber wer die Träume von Gleichmachung verfolgt, dessen Geist bedarf der Cur dringender als die Sinnesart der Sclavengebieter. Der Himmel scheint überall ein verschiedenes Spiel der menschlichen Kräfte zu wollen. Er hat die Fähigkeiten verschieden vertheilt und befördert die Entfaltung vorzüglicher Anlagen zu geistiger Thätigkeit dadurch, daß er dem einen Menschen mehr Geschick als dem andern,

oder mehr Neigung zu körperlichen Arbeiten, oder doch eine gewisse Abneigung gegen geistige einflößt. Darin beten sich immer Elemente zu Patronats-Verhältnissen dar. Und wenn auch unter Menschen derselben Entwicklung in derselben glücklichen Lage diese Elemente nur für ein Verwandten-Patronat hinreichen: so ist doch dort, wo mitten in einer Menge von höherer Entwicklung ein Volk mit niederern Anlagen wohnt, die Aufforderung zum ausgedehntern Patronate so stark, daß allein die Oberflächlichkeit einer verkehrten Schulbildung dagegen betäuben kann. Gerade der auffallende Unterschied im Körperlichen, wie z. B. in der Hautfarbe, ist es, was die Folgsamkeit für diese Richtung sehr begünstigt, derselbe Unterschied, den wahnsinnige Freiheits-Prediger so gerne als ein Gebrechen der Schöpfung durch Kreuz-Mischungen vertilgen möchten. Würden solche Gedanken beherzigt, so dürfte ich meinen frühern Ausspruch, daß die schwarze Bevölkerung von Nordamerika wegzuwünschen sei, mit Freuden zurücknehmen. Neben diesem Ausspruche sagte ich (Seite 334 des Reiseberichts 2te Auflage), daß man in Nordamerika schon der Herren wegen, für die allmählige Aufhebung der Sclaverei stimmen müsse, da zu den, wider ihr Gift schützenden, Maaßregeln der Erziehung und Sittenaufsicht keine Hoffnung sei. Zu dem Resultate meiner neuesten Prüfung gehört es, daß ich jetzt für Versuche stimme, sowohl von der einen als der andern Seite zu helfen. D. h. man soll die Sclaverei keineswegs gänzlich aufheben; weil das nichts Klügeres wäre, als eine Masse Pöbel schaffen, wo er bisher noch fehlte, und dann eben die politische Gleichheit der Rohen und Cultivirten beiden Polizei-Wächter gebären und die letzteren nothwendig mit unter den politischen Despotism, den die Rasereien der erstern überall hervorrufen, reißen müßte; — was die fanatischen Deklamatoren für Freiheit und Gleichheit, trotz den Beispielen der Geschichte und der Gegenwart, so schlecht begreifen, daß Niemand eifriger als sie der ärgsten Tyrannei vorarbeitet. Aber man soll die Sclaverei mildern, und zwar einer Seits durch positive Gesetze, durch Regeln der Humanität, die unter der Garantie des Ganzen stehen — was gewiß auch eine Art Aufhebung ist, — anderer Seits durch Veredlung der Herren eine Garantie der humanen Behandlung in den Familien zu bilden trachten. Und diese Veredlung scheint mir nach reiflicherer Erwägung, bei der für und für steigenden Entwicklung, weniger von einer römischen Zwang-Censur und National-Erziehung bedingt zu werden, als im Gegentheile von der Besserung derselben höhern Stände abhängig zu seyn, die für die unteren jene Censur und Erziehung wünschenswerth zu achten pflegen. Ja, auf die Gefahr, einigen Lesern ein Aergerniß zu geben, setze ich hinzu, daß gerade die Classe der höhern Stände, welche in Europa wie in Amerika an der Spitze ist, die Politiker, Priester und Lehrer, sich bessern müssen. Zu ihrer

Besserung zähle ich aber vor Allem: die Lösung von den verkehrten Cultur-Producten, die das Reflexions-Leben mit dem directen Leben in den traurigsten Widerstreit gebracht haben, und just diejenigen Weisen des unmittelbaren Lebens, das Weilen und Wirken in der ländlichen Stille, welche die ewigen Bedingungen der Gesundheit und Heiterkeit sind, als geistlos, roh und niedrig verachten, um entweder das vom Getümmel der Städte und seichtem Formenspiele umgebene Walten in weltlichen und kirchlichen Aemtern, oder ein bloßes Reflectiren über die Schale des Lebens und über fremdes Leben, ohne mehr eignes unmittelbares Leben als in engen Stuben möglich ist, zum ächten Daseyn zu stempeln. So lange die amerikanischen Politiker und Lehrer den europäischen gleichen, so lange sie lieber einen Cicero zum Vorbilde nehmen als einen Cincinnatus, und der Ehre wegen die politischen Aemter suchen, ist freilich die Aussicht zur Besserung trübe. Aber es wird eine hellere Zeit kommen; und die ist es auch, worin man über die Verhältnisse der einmahl so und nicht anders geschaffenen Menschen zu einander heller denken wird. An den Elementen der einzelnen Familien beklagt Niemand die ursprünglichen Ungleichheiten als in Augenblicken des Unmuthes; und alle Deklamationen der Welt-Reformatoren haben uns nicht zu der Hoffnung berauschen können, diese Ungleichheiten dereinst durch Cultur-Kunststücke wegzuzaubern. Umgekehrt hat die Nothwendigkeit der Resignation nach und nach dem Troste Raum gegeben, daß sie sehr förderlich für die mannigfaltige Entwicklung der menschlichen Kräfte und Neigungen seien. Sollten nicht auch künftig die ebenso natürlichen und ebenso unüberwindlichen Ungleichheiten ganzer Generationen, z. B. der Esquimos und der Europäer, der Pescherä's und der Europäer, der Indianer und der Europäer und endlich der Neger und der Europäer, zu einem ähnlichen Troste ausschlagen können? Sollte dieß nicht am ehesten in einem Lande geschehen können, wo es für die Weißen so viel Vorschub zur Unabhängigkeit gibt, daß Keiner von ihnen Diener seyn will? Wahrlich man muß über die Verzerrung staunen, daß sogar geistreiche Männer sich durch die gewöhnlichen Bannsprüche wider Sclaverei verleiten lassen, über alle Data der Natur, welche zu Patronats-Verhältnissen einladen, den oberflächlichsten Radicalen gleich wegzusehen. — Uebrigens tritt solchen Einladungen das Stadt- und Handelsleben nirgends freundlich entgegen. Und auch in Nordamerika finden sich vorzüglich unter Denjenigen, welche zu ihrem Gewerbe und Hauswesen wenig Gesinde bedürfen, oder es unter der großen Masse von freien Farbigen leicht dingen können, die fanatischen Eiferer gegen das Sclavenhalten, wie in Europa die Eiferer gegen strenge Gesinde-Ordnungen sehr selten unter den Landwirthen vorkommen. Was ist überhaupt für Patronats-Verhältnisse von einer Oberflächlichkeit zu hoffen, die vor lauter Liberalität die Verpflichtungen der Herren zum Schutze des Gesindes vor Verführung zum Luxus und zur

Immoralität, als der natürlichen Freiheit zuwider, verdammt? — Doch daß Europäer, die selbst alle Körper-Arbeiten unter ihrer Würde wähnen, eine häusliche Gewalt, wie die der Herren über Sclaven ist, in Nordamerika bloß darum tadeln, weil die Herren dadurch zum Müßiggange verleitet würden, für eine solche Censur muß die Erklärung noch im Hirne des Censors gesucht werden. — Hr. v. Toqueville gehört zwar nicht zu den ärgsten Gegnern der Sclaverei. Allein eine Richtung zur Reform, wie die von mir vorgeschlagene, ist mit seinen Ansichten schwer vereinbar. Welche Festigkeit sie indeß auch bei dieser nordamerikanischen Lebensseite haben, erhellet aus der Vergleichung zweier Stellen seines Buches, die ich wörtlich einrücke.

Band 1. Capit. 2. heißt es: L'esclavage, comme nous l'expliquerons plus tard, déshonore le travail; il introduit l'oisiveté dans la société, et avec elle l'ingnorance et l'orgueil, la pauvreté et le luxe. Il énerve les forces de l'intelligence et endort l'activité humaine. L'influence de l'esclavage, combiné avec le caractère anglais, explique les moeurs et l'état social du Sud.

Damit vergleiche man die Stelle aus dem Kap. 10. Bd. 2.: L'americain du Sud est plus spontané, plus spirituel, plus ouvert, plus genereux, plus intellectuel et plus brilliant; als der des Nordens nämlich und zwar, wie es ausdrücklich dort heißt, weil der eine Sclaven besitze, der andere nicht.

Ich denke, jeder Commentar hiezu ist überflüssig. Deklamationen, die der Anthropologie und Geschichte widerstreiten, haben selten einen solchen Anker im Gedächtnisse, daß ein feuriger Redner nicht in Gefahr schwebe, am Ende einer langen Rede gerade das Gegentheil mit demselben Pathos zu sagen.

Achter Abschnitt.

Für meinen eigentlichen Zweck halte ich die bisherige Kritik des v. Toqueville'schen Werkes hinreichend. Wollte ich seinem Faden durch alle untergeordneten Theile folgen, so müßte ich ein größeres Buch schreiben als das seinige. Darum füge ich nur noch wenige Bemerkungen hinzu.

Gegen seine gesammten Reden über die Gesetze der Amerikaner hebe ich die frühere Aeußerung hervor, daß er überhaupt viel zu viel Gewicht darauf lege, und insbesondere auf den Zweig, der

so sehr von den Juristen gestützt wird, als die Gerichtsverfassung. Mit Ausnahme der Jury würden die Juristen, wenn sie einig wären, das Civilrecht und den Civilproceß völlig, und das Criminalrecht größtentheils umändern können, ohne daß das Volk davon Notiz nähme. Worüber die Juristen minder vermögen, ist die Administration und die Politik. Allein man glaube darum nicht, daß die Gesetze darüber sich ohne die Juristen von selbst und durch den Instinct der Masse erhalten. Es ist zwar sehr verkehrt, sich die Masse schlechthin als neuerungssüchtig vorzustellen. Sie hängt oft weit mehr am Alten als die Minderzahl der Höher-cultivirten. Allein für Gesetze, die von der Masse nicht begriffen werden, ist auch kein dauernder Schutz von ihr zu hoffen. Das sich in ihrem gegenwärtigen Wohlbefinden gründende Mißtrauen gegen Aenderungen und die Appellation einzelner Juristen daran ist es, was manchen Gesetzen ihre Dauer sichert. Wäre die Menge wie in Europa, so würde sie sehr bald ein Stück ihrer politischen und administrativen Freiheit nach dem andern verkümmern. Darum ist den wirklichen Gesetzen, wie gut oder schlecht sie für diese Freiheit passen mögen, nicht die Wichtigkeit beizumessen, als allgemein zu geschehen pflegt. Man nehme hiezu den Commentar aus Dem, was ich jetzt noch gegen des Verfassers Aeußerungen über die Administration und die Justiz der Nordamerikaner sagen werde.

Der Verfasser meint, der Heerd der freien Institutionen sei das Communal-Wesen. Darin hat er sicher Recht, daß ein wahrhaft freies Volk keine solche Vormundschaft der Gemeinden duldet, als die Franzosen überall einzuführen suchten, wo ihre Waffen hindrangen. Allein zwischen der Communal-Freiheit und der allgemeinen Freiheit (der Staatsfreiheit) ist noch eine große Kluft; und der Verfasser scheint wenig von Europa zu kennen, wenn er die Communal-Freiheit bloß den Britten zuschreibt. Sie fand sich eben so häufig in Deutschland, nicht nur in seinen vielen Reichsstädten, sondern auch in den Territorial-Städten. Und gerade daran zeigt es sich klar, daß außer den schönsten gesetzlichen Anordnungen, d. h. außer den aus Worten bestehenden Verfügungen, wie es gehen solle, es noch eines unsichtbaren Impulses bedürfe, damit es wirklich so gehe. Dieses Unsichtbare war in Deutschland verschwunden, und davon datirt sich auch der Verfall des Communal-Wesens, und nicht von der endlichen Aufhebung der Gesetze. Es ist in der That belehrend und niederschlagend zu sehen, wie sich die Gesetzgeber anstrengten durch wohlmeinende Verordnungen nachzuhelfen, als der Geist allmählig verschwand. So gab es zum Beispiele in den Herzogthümern Jülich und Berg eine Menge Verordnungen über Administration und Justiz, denen der Charakter eines Gesetzes nicht abzusprechen war, und die dennoch in der Wirklichkeit nie als Gesetze galten; weshalb ein eignes Studium der Praxis dazu gehörte, die Gesetze kennen zu lernen,

welche keine Gesetze waren. Die nordamerikanischen Communal-Ordnungen zeigen allerdings schöne Seiten. Allein man glaube ja nicht, daß sie die wohlthätigen Folgen haben würden, wenn die Menschen schlechter wären. Auch hüte man sich vor dem Glauben, als ob nicht viele Klagen über ihre schlechte Vollziehung laut würden. Diese Warnung halte ich für wichtiger als auf die einzelnen Fehler in dem Raisonnement des Verfassers zu weisen. Doch vermag ich mein Staunen über die in dem Abschnitte „die politischen Wirkungen der Entcentralisation" (am Ende des 5ten Capitels Theil 1) sich widerstreitenden Sätze (wovon schon ein Beispiel im Eingange vorkam) nicht ganz zu unterdrücken. Bald heißt es (S. 135 B. A.), die Central-Administration sei gut Alles zu entnerven und einzuschläfern; bald (S. 139, 143, 145), Central-Beamte würden Vieles besser thun können und in Nordamerika sei Vieles in der Administration schlechter als in Europa, aber die politischen Vortheile (nämlich die Wirkungen des Selbst-Administrirens auf den Geist des Volkes) überwögen es wieder. Dann (S. 150) folgen Aeußerungen, worin auch die administrativen Vortheile so gepriesen werden, daß der Europäer die amerikanische Administration an sich als ein Ideal anstaunen muß. Hier heißt es, daß durch die Centralisirung der Verwaltung die Völker chinesisch würden, dort (S. 147), daß solche chinesisch gewordene Völker fähig wären, für die Dauer, den Ruhm und die Glückseligkeit der Nation (als für Heiligthümer) das Aeußerste zu thun.

Was die Justiz Nordamerika's betrifft, so bewundert der Verfasser deren Einfluß auf die Erhaltung der Grund-Gesetze (Constitution). Indeß bedenke man doch, daß überall, wo die gewöhnliche legislative Macht von derjenigen legislativen Macht, welche allein die Grundgesetze (die Constitution) abändern kann, so deutlich unterschieden ist als in Nordamerika*) es auch von selbst folgt, daß Die, welche den Gesetzen bei Streitigkeiten den Mund zu leihen haben, keine Aussprüche für Gesetze halten dürfen, die es nicht sind. Die gewöhnlichen Gesetzgeber (für den Bund, der Congreß) haben keine Macht die Constitution abzuändern, sind also, insofern sie es dennoch thun, in ein Gebiet übergeschweift, wo ihre Macht null ist und ihre Verordnungen keine weitere Autorität haben als die von Privatpersonen. Es würde in Nordamerika sicher keine gute Justiz seyn, wenn sie nicht eben die Constitution als Anhalt gegen ähnliche Ueberschreitungen gebrauchen dürfte. Sonderbar genug erkennt der Verfasser dieß später selbst an, mit seinen Worten „es ist also recht, daß die Gerichte eher der Constitution gehorchen als

*) Nach dem 5. Artikel ihrer Bundes-Urkunde kann deren Aenderung nur von drei Viertheilen der einzelnen Staaten sanctionirt werden. Die legislative Gewalt des Congresses hat sich also durchaus innerhalb dieser Urkunde zu halten.

den Gesetzen." Und doch konnte er vorher von einer abnormen Macht reden, die den amerikanischen Richtern verliehen worden, sich auf die Constitution zu stützen. — Daß die Amerikaner es aber bei dieser natürlichen Folge ihrer Einrichtung bewenden lassen, und nicht neben derjenigen Justiz, die für die Schlichtung eigentlicher Rechtsfälle da ist, auch einen Justizhof zur Schlichtung theoretischer Irrthümer, bevor sie Jemanden practisch berühren, angeordnet haben, ist höchstens als negative Weisheit zu preisen, die für die Bestellung eines solchen gefährlichen Wächters der Constitution bisher keinen zureichenden Grund entdeckte. Die amerikanischen Gerichte erklären nicht, wie ähnliche allgemein wachende Behörden, ein Gesetz für constitutionswidrig; sie müssen warten, bis ein Kläger auftritt: d. h., wie der Verfasser sich ausdrückt, sie haben nicht die Initiative. Indeß würde es eine falsche Vorstellung seyn, daß nur in Processen, worin über ein Privat-Gerechtsam gestritten wird, richterliche Sprüche über die Constitutionswidrigkeit eines Gesetzes vorkommen könnten. Sie können eben so im Criminal-Processe vorkommen, sowohl auf Antrag des Angeschuldigten als der ihn verfolgenden Beamten (der großen Jury und Staatsanwälte). Und die große Jury repräsentirt auch das Volk in andern gemeinsamen Interessen, z. B. in Betreff der öffentlichen Straßen; weshalb sie es ist, die durch einen Bevollmächtigten die Gerichte angehen darf, wenn ein constitutionswidriges Gesetz jenen Interessen in den Weg tritt.

Spaßhaft klingt es, daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit viel von einem gleichen Unterschiede der Constitution und Legislation in Frankreich spricht; da doch die französischen Legislatoren nur durch sich selbst gehindert werden können, beides zu vermengen, d. h. neue Gesetze zu geben, welche offenbare Aenderungen der Constitution sind. Geht es ja in Frankreich in dieser Hinsicht just wie in England, wo das Parlament zugleich die constituirende und die gesetzgebende Gewalt hat; und der Unterschied beruht einzig und allein auf theoretischen Vorsätzen, die für und für verletzt werden.

Irrig ist ferner des Verfassers Meinung, als ob der Organism der Bundesgewalt, deren Organe parallel neben, und unabhängig von, den Behörden der einzelnen Staaten bis unmittelbar zu den Individuen gehen, etwas durchaus Neues sei. Deutschland bot ein Analogon in seiner Reichsverfassung dar, und hatte bei seiner Kreis-Eintheilung auch von den Beherrschern der einzelnen Territorien unabhängige Beamten, insbesondere Finanz- und Kriegsbeamten. Freilich reichte die Kreis-Execution insofern nur bis zu den Territorial-Mächten, als in allen Fällen, wo diese nicht mit Parthei waren, durch sie die Execution gegen ihre Unterfassen geschehen mußte. Erwägt man aber, daß dennoch als leitende Regel galt, stäts eine unpartheiische Gewalt zur Execution zu gebrauchen, so wird die amerikanische Einrichtung bloß als Va-

riation einer längst bekannten Einrichtung erscheinen und keineswegs als eine neue Entdeckung; um so mehr da die Execution der Reichsgerichte in einzelnen Fällen auch unmittelbar bis zu den Unterthanen der Territorial-Herren drang.

* * *

Ich freue mich, vor der Publication dieser Blätter eine Gelegenheit zu treffen, meine in der Einleitung geäußerte Neigung, lieber zu loben als zu tadeln, practisch beweisen zu können, zumahl sich damit auch dem Verdachte begegnen läßt, als ob meine Feder durch nationelle Vorurtheile geführt worden sei. Ganz kürzlich ist nämlich von einem andern Franzosen ein Buch über Nordamerika erschienen, was ich mehr wie alle übrigen der Aufmerksamkeit der Deutschen empfehlen darf, nicht weil es frei von Unrichtigkeiten sei, — es kommen deren im Gegentheile viele vor, weniger in den Nachrichten über das neue Land, als in den Reflexionen des Verfassers —; sondern weil es durchgängig von einem Streben nach Unbefangenheit zeugt, wie es an sich selten ist, noch seltener aber bei Europäern, die über Nordamerika urtheilen. Es sind zwei Octav-Bände Briefe von Michel Chevalier. Etwa ein Drittheil der Briefe sind früher im Journal des Débats erschienen, dem sie der Verfasser von Amerika aus, wo er in den Jahren 1833 bis 1835 war, zugesendet hat. Herr Chevalier ist ein ausgezeichneter Ingenieur, weshalb man über das Physische von Nordamerika und dessen Benutzung für Kunststraßen, Canäle und Eisenbahnen nur Gründliches erwarten durfte. Indeß zeigt er sich in Betreff der Industrie überhaupt als scharfer Beobachter. Außerdem zeigt sich Herr Chevalier auch als Politiker, und zwar als ein besserer Politiker, wie manche auf schulgerechtem Wege dazu erzogene. Sein Buch ist voll der interessantesten Nachrichten über das politische Getriebe der Nordamerikaner in den letzten Jahren, wenn auch die Reflexionen darüber zu sehr an der Oberfläche bleiben. Was ich an seinem politischen Inhalte auszusetzen habe, läßt sich so ziemlich auf Vorwürfe zurückführen, die ich der neuern Cultur überhaupt mache, und auf Partheilichkeit für Frankreich, oder vielmehr für die Franzosen; wiewohl sie ihn nicht hindert, die Vorzüge des germanischen Elementes in den Engländern und Nordamerikanern sehr zu preisen. Um mich in wenigen Worten näher zu erklären, bemerke ich, daß er sich in seinen oft sehr reizenden Reden über Menschen und Völker und ihre verschiedenen Anlagen nicht tief genug einläßt, und die wesentlichen Verschiedenheiten der Völker darum auch nicht klar erkennt, weil er sich um die wesentlichen Verschiedenheiten in der menschlichen Natur an sich nicht sorgfältig bekümmert. Daher erkennt er auch die durch die Generationen bedingten Verschiedenheiten nicht, sogar dann nicht, wenn sie sich so

stark aufdrängen, als die zwischen Negern und Europäern; weshalb es nicht zu wundern ist, daß sein Urtheil über die Sclaverei der Neger nichts mit meinen Gedanken gemein hat. Von den von mir beklagten Verzerrungen der neuern Cultur und des sog. höhern Lebens ist auch keine Spur; und daher rührt es, daß der Verfasser die unteren Stände in Nordamerika, trotz seiner aufrichtigen Bemühung, ihnen Recht widerfahren zu lassen, zu ungünstig beurtheilt. Er hat selbst von dem Salon- und Aemter-Leben zu viel gekostet, und zu viel Geschmack daran gefunden, als daß er den Gegensatz unpartheiisch würdigen könnte. Und insbesondere dürfen die Bewohner des amerikanischen Westens, für deren äußere Sitten er die Abglättung von dem Verschwinden der Wälder hofft, ihn aus ähnlichen Gründen recusiren, warum er die Aristokratie Englands für incompetent zum Urtheile über die Demokratie Nordamerika's erklärt. Dennoch kommen seine Gedanken so oft mit denen meiner Schriften überein, daß ich auf seine directe oder indirecte Bekanntschaft damit schließen muß. *) Mein Reisebericht, so wie der 1te Band

*) Hieher gehört z. B. der Grund, warum der Dienst- und Arbeitslohn in Nordamerika so hoch sei. Gewöhnlich mißt man es dem Mangel an Menschen bei. Ich aber berichtete zuerst, der wahre Grund bestehe in den hohen Anerbietungen der Natur, Seite 269, 270 und 319 meines Reiseberichtes (2te Auflage). Er muß wohl vor meiner Reise in Europa ganz unbekannt gewesen seyn, da ich ihn noch in der 2ten Auflage Seite 369 folg. durch eine große Note zu vertheidigen hatte. Damit zusammen hing meine Bemerkung, daß manche europäische Sorgfalt in Nordamerika eine Zeit- und Kraft-Verschwendung sei, daß die menschliche Arbeit dort mehr zu umfassen und sich weniger ins Einzelne einzulassen habe, daß z. B. dieselbe Arbeit vortheilhafter auf mehrere Morgen als auf einen einzigen Morgen zu verwenden sei (wegen der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und des Ueberflusses daran). Ein ähnliches Urtheil findet man bei Chevalier. — Ferner bezieht sich dieser Autor, gegen den gewöhnlichen Vorwurf, daß die Nordamerikaner allein dem Gelde nachdrängen, auf die unbestreitbare Erscheinung, daß grade das ärgste Zeugniß für die Habsucht unter ihnen fehle, nämlich das Heirathen nach Geld. Hiemit vergleiche man den 27. Auszug meines „Europa und Deutschland", der diesem Punkte vorzüglich gewidmet worden. — Im 15. Briefe spricht Herr Chevalier von neuem über die Habsucht des Amerikaners, und sagt, daß sie ihn doch weder zu solchen Knausereien noch Erniedrigungen verleite als den Europäer. Wörtlich dasselbe ist in meiner vorhin genannten Schrift Band 1. S. 315 zu lesen. — Daß es in Hinsicht auf Kleider, Hausgeräthe und äußere Sitten keinen Unterschied zwischen Städtern und Landvolk in Nordamerika gebe; daß es keine Bettler gebe, die frisch aus Europa gekommenen ausgenommen, überhaupt gar keinen Pobel; daß die Erziehung dort mehr praktisch sei; daß die europäischen Vorurtheile gegen Körperarbeiten fehlen; Bemerkungen über die Sicherheit des Eigenthumes, über die verschiedene Moralität der Weißen und Farbigen, alles Das findet man bei Chevalier just wie bei mir. Seine Gedanken an das

meines „Europa und Deutschland", waren auch schon während seines Aufenthaltes in Amerika verbreitet genug, einen solchen Schluß

---

germanische und römische Element in den neuern Europäern und Amerikanern, seine Wünsche, daß die höheren Stände an Körper-Arbeiten Theil nehmen möchten, und insbesondere an der Boden-Cultur, sind eben so wenig meinen Schriften fremd. Habe ich mich doch im ersten Bande meines „Europa und Deutschland" sehr ausführlich darüber ausgelassen. Und dem wichtigsten Punkte, worin wir übereinstimmen, daß der Kern der Kraft in Denen stecke, die den Boden benutzen, und darum der Westen bald im Bunde obenan stehen werde, daß dieß aber wieder bedingt sei, durch das Uebergewicht des individuellen Lebens über das politische, habe ich meine Haupt-Erörterungen gewidmet. Eben weil man überall in Europa und Amerika durch verkehrte Theorien gegen diese Wahrheit verblendet war, mußte ich sie in so strenger Art zu beweisen suchen, als in der Abhandlung über den politischen Zustand der Nordamerikaner geschehen ist. Man vergleiche damit und mit den Auszügen 8 und 10 meines „Europa und Deutschland" Herrn Chevalier's Aeußerungen. Ich konnte noch mehr Beispiele liefern, achte es aber für rathsam, lieber den Raum für ein die jüngste Krisis in der Handelswelt betreffendes zu benutzen.

Herr Chevalier spricht im 6. Briefe, gelegentlich des Jackson'schen Angriffes auf die Vereinigten-Staaten-Bank, von zwei Potenzen, den Militair- und Civil-Beamten, die sich bisher in die Macht der Union getheilt hätten, und der dritten Potenz, den Finanziers, den Zutritt streitig machten. Eigentlich sei der Kampf gegen die Bank nichts Anderes. Auch müsse es endlich, wenn sich die Sache der Natur gemäß gestalten solle, dahin kommen, daß die Präsidentschaft der Bank zu einem politischen Amte werde. Wie schon die dafür angeführten Belege aus der Geschichte auch klingen, die Ansicht beruht auf einer Verflechtung von falschen und wahren Vorstellungen. Was 1) das Wahre darin angeht, so verweise ich auf meinen Reisebericht und die Note zu Seite 219 (2te Auflage), wo ich ebenfalls von den angedeuteten drei Potenzen rede, mit dem Unterschiede, daß Herr Chevalier, statt meines Ausdruckes „Civil-Beamte" das Wort „Advokaten" gebraucht (welches aber auf die administrativen Beamten nicht paßt), und daß ich statt seines Ausdruckes „Finanziers" das Wort „Reichthum" gewählt habe. Damit soll man erkennen, daß wir in Betreff der wirklichen Existenz der drei Potenzen an sich harmoniren, um desto schärfer auffassen zu können, worin wir von einander abweichen. Ueber das Falsche in Chevalier's Meinung habe ich nämlich 2) Folgendes zu sagen. Die Wirksamkeit der drei Potenzen hängt keineswegs so von einem politischen Organism ab, als Herr Chevalier sich vorstellt. Der Reichthum hat in Nordamerika von jeher Einfluß auf die Politik gehabt, ohne daß ein specielles politisches Amt ihn vermittelte; aus dem einfachen Grunde, weil die Reichen andere Interessen haben, als die Nicht-Reichen, und eben diese Verschiedenheit auf die Stimmen bei der Gesetzgebung wie bei den Beamten-Wahlen wirkt. Wenn der Reichthum allein auch die Wahl zu einem hohen Militair- und Civil-Amte nicht so beherrscht, wie einst unter den verdorbenen Römern, als die Prätorianer den Thron der Cäsaren dem

zu erlauben, und ich verwahre mich allein vor dem Verdachte, als ob es mir nicht angenehm sei, meine Ansichten wirksam zu finden,

---

Meistbietenden gaben, so ist es doch augenfällig, daß er die übrige Qualification sehr unterstützen kann. Eben so wird auch nicht leicht ein General, dem man keine Regierungs- und Gesetz-Kunde zutraut, zum Gouverneur oder Präsidenten oder zum Oberrichter gewählt; wie man umgekehrt keinen Richter oder Gouverneur ohne Weiteres zum Heerführer macht. Aber der militairische Ruf hilft sehr mit zu einem Civil-Amte (wie man namentlich an Jackson erfahren hat), und umgekehrt der Civil-Beamten-Ruhm zu einem Militair-Posten. Auf eine ähnliche Art wirkt der Reichthum und wird noch lange so wirken. — Indeß ist die Rede des Herrn Chevalier auch darum zu tadeln, weil sie den Gedanken enthält, als ob es nicht noch andere auf die Politik influirende Potenzen in Nordamerika gebe. Um selbige ja nicht auszuschließen, habe ich in jener Note die drei nur Beispielsweise genannt. Alles was Ansehn verleiht und überhaupt für die Stimmung der Menschen bedeutend ist, ist es auch für die Politik, mithin insofern eine politische Potenz. Und wenn die Abstammung über diese Stimmung nicht so viel vermag als in Europa, so ist die Verwandtschaft an Beruf und Gewerbe um so wirksamer. Wer kännte, um nur an Eins zu erinnern, nicht die Vorliebe der Farmer bei politischen Wahlen für einen Mitfarmer? Ja, die Sympathie und Antipathie der Gewerbe ist es gerade, was an dem Kampfe gegen die Bank vorzüglich Theil hat. Nämlich der Kampf gegen die Bank ist im Volke (d. h. von den Beamten und dem Bundes-Präsidenten abgesehen) eigentlich ein Kampf der von der Boden-Cultur Lebenden gegen die rasche Bereicherung der Kaufleute und Fabrikanten. — Haß gegen die Vereinigten-Staaten-Bank als solche existirt nicht, weil es dazu an allem Grunde mangelt. Die Banken der einzelnen Staaten sind es, welche sich durch die Verluste, die sie Manchen bereitet, den Haß der Menge zugezogen haben. Und doch ist der Kampf so wenig gegen sie gerichtet, daß sie vielmehr direct von den Angreifern auf die Vereinigten-Staaten-Bank begünstigt werden. Die Bank der Vereinigten-Staaten hat stäts (von ihrer Gründung 1816 an) so florirt, daß ihre Noten überall in der Union als voll galten. Und wenn die Ackerwirthe sicher nie an ihr etwas verloren haben, so ist sie andrer Seits dem Handelsstande, durch die Herstellung der vor 1816 zerrütteten Ordnung im Geldwesen, positiv sehr förderlich gewesen — Damit ist indeß nicht behauptet, daß die Antipathie der Ackerwirthe gegen die Kaufleute und Fabrikanten bloßer Neid sei, oder gegen den Reichthum an sich gehe. Wir wissen aus dem Tarifstreite, wie unbillig die Interessen der letztern wider die Interessen der erstern seyn können. Sodann ist zu bedenken, daß die verschiedenen Lebensweisen des Landbewohners und Städters sammt ihren Beschäftigungen und täglichen Interessen sie immer in einer gewissen Opposition erhalten müssen. Die Verschiedenheit beider Classen ist zwar in Nordamerika in Kleidern, Umgangs-Formen und äußern Sitten mit der europäischen Verschiedenheit verglichen fast ganz null; allein darum fehlt die angedeutete innerliche Verschiedenheit und Opposition nicht, ohne daß man die Wirkung des städtischen Luxus zur Erklärung bedürfe. Endlich fehlt es auch nicht an Männern im Volke, die von dem

ohne daß ich als ihr Urheber genannt sei. Einer so jämmerlichen Eigenliebe fern, freue ich mich herzlich über des Verfassers kräfti-

---

Handels- und Industrie-Leben als solchem schon Uebeles für die Zukunft fürchten, noch mehr aber von den dadurch zu erringenden Schätzen. Doch ist die Zahl Derer, die sich überhaupt klare Rechenschaft über ihre Feindlichkeit wider die Bank geben können, geringe gegen die Masse der instinctartigen Kämpfer. Und diese Masse ist es eigentlich, wodurch Jackson den Kampf geführt hat. Er hat ihr zwar eine Reihe von Gründen vorgehalten, aber deren Werth war theils an sich nicht der Art, daß sie viel vermochten, theils waren sie der Masse nicht verständlich genug. Sie haben nur als Leiter der Stimmung des Präsidenten gewirkt; und so ist es neben der erwähnten Antipathie allein die Zuneigung des Volkes für Jackson, welche an den Angriffen auf die Bank, nächst der Gesinnung von Jackson selbst, schuld ist. Was nun diese Gesinnung Jackson's betrifft, so sollen ihr zwar gewisse aufrichtige Besorgnisse vom Handels- und Industrie-Leben für die Elemente des politischen Zustandes nicht fremd seyn, — ohne daß man jedoch seine Reden von Planen der Bank gegen die Freiheit als ernstlich gemeint annehmen könne, weil es gar zu offenbar ist, daß das Streben der Kaufleute bisher statt auf politische Zwecke nur auf Geld ging, und wenn die Freiheit wirklich alle Vertheidiger der Bank gegen sich hätte, es längst mit ihr zu Ende seyn würde. Immerhin mußten aber reinpersönliche Impulse hinzutreten, (wozu ich vorzüglich die Eifersucht des Soldaten gegen den Einfluß des Reichthumes zähle) um ihn in seiner Stellung zu einem Verfahren zu bringen, wie wir es erlebt haben; und auch die gelindeste Auslegung wird es als einen weltverbesserischen Eingriff in das menschliche Getriebe betrachten, wozu bei dem heutigen Stande der Entwicklung ein ziemlicher Grad von Fanatism gehört.

Jetzt noch ein Paar Worte über die Folgen seines Verfahrens. Wir lesen in Europa plötzlich von Katastrophen in dem Handelsstande Nordamerika's, die mit den bisherigen Nachrichten über den Flor dieses Landes im größten Widerspruche zu seyn scheinen. Indeß lasse man sich nicht irren. Darin hat Jackson recht: der Flor der Nordamerikaner ist nicht so gänzlich von dem Flor seiner ersten Handelshäuser abhängig; das Land selbst geht noch nicht unter, und es wird dort auch, wie arg das Unglück unter den Kaufleuten und Fabrikanten seyn möge, noch keine Bettler-Classe entstehen. Aber dieser Trost hat wenig Würze für die vielen reichen Familien, welche plötzlich aus dem Ueberflusse in eine Lage versetzt werden, die ihnen als persönlich verdient sicherlich auch Der nicht gönnen wird, welcher am tiefsten in den auf Kosten der Einzelnen nach Gesammtzwecken ringenden Fanatism verstrickt ist. Also auch Jackson kann nicht ohne Theilnahme bei den großen Unfällen seyn; und die Frage bleibt lediglich: ist er dennoch schuld daran? Oft ist bereits in den amerikanischen Blättern darüber discutirt worden. Aber weder Das, was davon in die europäischen übergegangen, noch die höchst interessanten Nachrichten Chevalier's (die auch die merkwürdige Metamorphose der Vereinigten-Staaten-Bank in eine Bank von Pennsylvanien erzählen), scheinen mir dem Publicum den hellen Aufschluß zu liefern, welchen die folgende kurze Bemerkung anbietet.

In Europa wie in Amerika gehört zum Handel so wesentlich Geld, daß Rechtsgewohnheiten und ausdrückliche Gesetze, wie die

ges Zeugniß für die Nordamerikaner gegen fanatische Läſterer und deren blinde Nachbeter. Wahrlich, die Deutſchen ſollten doch nicht

---

franzöſiſchen z. B, jeden Kaufmann, der nicht zahlen kann — ohne alle Rückſicht auf ſein Vermögen neben der Kaſſe — für fallit erklären. Dieſen Satz prage man ſich als Baſis ein, und ſtelle ſich dann den Fall vor, es werde in einer Menge von Kaufleuten, die fortwährend in die großten Unternehmungen verflochten ſind, und faſt täglich bedeutende Summen auszahlen müſſen, plötzlich das Geld (von Metall oder Papier) ſo vermindert, daß der beſte Credit es ſich nicht verſchaffen konne. Iſt eine andre Wirkung davon moglich als viele Fallimente? Die Antwort hierauf paßt vollkommen auf die Bank-Geſchichte. Die Vereinigten-Staaten-Bank war als die allgemeine Kaſſe ſämmtlicher ſoliden Handelshäuſer in den großen Kuſten-Städten zu betrachten. Das mußte ſie aufhören zu ſeyn, ſobald der Bundes-Präſident ſie auf eine ſo unerwartete Weiſe (beſonders durch die vertragwidrige Einziehung der Bundes-Depoſiten lange vor Ablauf der geſetzlichen Dauer der Bank) angriff, und gleichſam ihre peripheriſche Wirkſamkeit zwang, ſich nach innen auf die eigene Exiſtenz zu kehren. Das iſt der Hauptpunkt, den man ſich nicht durch das Geplauder von Mangel an Metallgeld, von übertriebenen Speculationen u. ſ. w. verdunkeln laſſe. Wo eine ſolche Bank exiſtirt, wie die Vereinigten-Staaten-Bank war, da iſt das Metall-Geld nur in geringem Maaße nothig. Und die Speculationen der Kaufleute mochten noch ſo beſonnen und ihrem Vermogen völlig entſprechend ſeyn, ſo bald die gemeinſame Zahl-Anſtalt den Dienſt verſagte, ſchützte der beſte Vermögensſtand nicht vor dem Falliren. Freilich brachten es die Umſtände mit, daß nicht alle Fallimente an einem Tage ausbrachen. Allein wenn kleine Häuſer wegen ihrer Schwäche in Gefahr waren, ſo waren es die großen wegen ihrer großern Geſchäfte und der damit verbundenen Verpflichtung zu großen Zahlungen. Man hat der Bank vorgeworfen, daß ſie abſichtlich, um den Bundes-Präſidenten verhaßt zu machen, dem Handelsſtande weniger geholfen, als ſie gekonnt. Dieſer Vorwurf rührte wahrſcheinlich aus bloßer Feindſchaft, oder von jener-factionären Befangenheit, welche die natürlichen Folgen des erlittenen Angriffes nicht ahnete und auch zur Erklarung der vielen ſpätern Fallimente die Einbildung von übertriebenen Speculationen ſchuf, ſo daß unter dieſe Rubrik Geſchäfte gerechnet wurden, die ſo lange das Geld nicht wie mit einem Zuge aus der Union fort war, mit Recht zur Ehre der Häuſer gereichten, deren Unternehmungsgeiſt ſie belebte.

Man erlaube mir, hieran noch eine Bemerkung zu knüpfen, die für das Urtheil des Leſers über die wichtigſten Differenzen zwiſchen meinen Anſichten und denen von Chevalier und Tocqueville ſehr erheblich iſt. Beide Schriftſteller treffen in der Lehre überein, daß in Nordamerika ſchlechthin die unteren Claſſen regieren. Sie iſt aber ſchon darum durchaus falſch, weil für die erſten Regierungs-Aemter die unteren Claſſen ſelbſt nur Perſonen aus den obern Claſſen wahlen. Klagt man jedoch über die Macht der Impulſe, denen dieſe Perſonen im Regieren gehorchen mußten, ſo zeigt gerade die Bankgeſchichte daß die Impulſe der Menge erſt dann unheilvoll werden, wenn gewiſſe Richtungen, die ſich einzig im ſogenannten hohern Leben entwickeln, ſich ihrer bemeiſtern. Nimmermehr würde das Volk durch jene Antipathie gegen den Handelsſtand al

länger fortfahren, Urtheile über die Nordamerikaner zu drucken, die sie nach wenigen Jahrzehnten alle wieder in sich selbst zurückwürgen müssen. Für den, der Nordamerika kennt, wie ich es kenne, ist es überaus peinlich, das ungünstige Vorurtheil, welches dort gegen die Deutschen und ihre Heimath herrscht, gerade durch die neueste Literatur Deutschlands mehr und mehr gerechtfertigt zu sehen. Wollte ich einen wiederholten Versuch machen, die dereinst Alles übertreffende Macht der Nordamerikaner ahnen zu lassen, so könnte ich nichts Besseres thun, als zur Beherzigung des Berichtes des Herrn Chevalier über die seit zehn Jahren unternommenen und vollendeten öffentlichen Anlagen in Canälen, Brücken und Eisenbahnen einzuladen. Wollte ich neue Beweise wider die noch zu sehr verbreitete Meinung von einer Pöbelherrschaft anführen, so brauchte ich nur auf die merkwürdigen Verordnungen der großen Städte an der atlantischen Küste zu verweisen, die, einzig und allein um dem Betruge und dem davon zu befürchtenden Ruin des allgemeinen Zutrauens vorzubeugen, die individuelle Freiheit Einschränkungen unterwerfen, welche man in Deutschland überall als Despotie verschreien würde. Die wichtigsten Ausfuhr-Producte sind dort nämlich der strengsten Untersuchung unterworfen, und nachdem die Qualität befunden wird, dürfen sie nicht ausgeführt werden. Sogar das Fleisch ist nicht frei von dieser Untersuchung, und nach den Gesetzen von Neuyork z. B. soll sie sich mit darauf erstrecken, ob es auch fett genug sei. Schon Dergleichen muß den Wahn vertilgen, daß in Nordamerika die individuelle Freiheit in Extreme gerathen sei und jeglicher Staats-Aufsicht und Centralisation widerstrebe. Dennoch läugne ich nicht, daß Herr Chevalier mir zu sehr der

---

lein, ohne den Einfluß und Willen Jackson's, zu den neuesten Experimenten gekommen seyn. Der Instinct der Menge ist in Nordamerika nicht wie in Europa. Zu politischen Experimenten, die den Individuen und Familien große Opfer kosten, ohne daß der überwiegende Vortheil auf der Hand liege, schreitet in Amerika das Volk nicht ohne Anführung von Männern aus der höchsten Classe. Und wenn die Masse auch für Verleitungen zu förmlichen Revolutionen zu gesund ist, und so Gott will noch lange bleiben wird, so ist sie darum nicht vor jeder Verwicklung in eine verkehrte Politik sicher; zumahl wenn Männer, denen unbestreitbare Verdienste eine große Popularität erworben haben, sie befördern. Die kurze Geschichte der Freistaaten liefert dafür bereits mehrere Beispiele, die hier näher zu bezeichnen nicht der Ort ist. Nur glaube man nicht, daß von solchen Verirrungen der gesunde Instinct nicht werde zurückkehren. Die germanischen Keime waren von jeher zu kräftig, um gegen Grillen des Reflexionslebens in geduldigem Gehorsame zu beharren, und nie haben sich die germanischen Völker auf die Dauer dem Zwange sogenannter Principe, weder der religiosen noch der politischen gefügt. Man erwarte um so weniger, daß die Nordamerikaner es thun werden; wie sehr auch die Scham vor dem offenen Eingeständnisse der gegenwartigen Verirrung zur Verstocktheit reizen möge.

Staats-Aufsicht und Centralisation zu huldigen scheint. Der politischen Schulmeisterei kann das Nordamerikanische nur von dieser Seite recht gefallen; und eine Menge zu strenger Urtheile über Ereignisse in Nordamerika, die aus den von den Politikern geschaffenen Schranken des Lebens-Getriebes herausgewichen sind, kommen auf Rechnung der unserer Cultur eigenen Abgötterei mit Staatszwecken, Gesammt-Wohlfahrt, Vorschreiten der Gesammtheit ꝛc. Herr Chevalier muß der politischen Schulmeisterei früher im höchsten Grade zugethan gewesen seyn, da er bekanntlich einer der eifrigsten Anhänger des Saint-Simonism war. Sonderbar, daß ihn jene Beobachtung der Erscheinungen in den westlichen Staaten, die ihn hin und wieder zu wahrer Bewunderung der Gegenwart und Vorhersagung einer großen Zukunft stimmte, mit deren ächter Quelle, dem instinctartigen individuellen Leben, welches den Politikern und Lehrern zum Trotz für und für Elemente zu neuen Staaten erzeugt, nicht besser befreunden konnte. Doch, ich wiederhole, es gebricht dem politischen Raisonnement des Verfassers, so verführerisch es auch hin und wieder klingt, an der tiefen Basis, wozu die schärfere Prüfung der menschlichen Natur an sich, und nicht die nackten Reflexionen über Gesammtheiten, über Massen von Menschen, leiten. Daher rührt insbesondere sein irriger Gegensatz des Yänky (Neuengländers) zu dem Virginier, woraus er Resultate zieht, die sich schön lesen lassen, aber einer genauen Kritik schlecht Probe halten. Der Verfasser ist ebenfalls verleitet worden, viel zu viel Gewicht auf die ursprüngliche Verschiedenheit zwischen den ersten Colonisten zu legen. Er spricht ebenfalls von strengem Puritanism mit einer zu sehr nach innen gekehrten Lebenskraft im Norden, und von einer mildern Religion mit einer üppiger nach außen und zur Geselligkeit gekehrten Lebenskraft im Süden. Daran reihet er mehrere andere Verschiedenheiten zwischen den sog. Yankees und den Virginiern. Und obgleich er selbst nachdrücklich von der leichten Amalgamation beider Naturen berichtet, und namentlich von dem Yankee sagt, daß er zwischen den Virginiern oder auch in den westlichen Staaten bald seine Natur verändere, ist ihm dennoch der Gedanke fremd geblieben, daß die Verschiedenheiten, statt von innern Gründen (von Verschiedenheiten im Keimlichen, in den Anlagen) allein von den verschiedenen äußeren Lagen herrühren. Die Yankees (Neuengländer) leben hauptsächlich vom Handel, von der Schifffahrt und der Industrie, die Virginier von der Cultur des Bodens. Man braucht nur in Europa dieselben Religionssecten in der einen und der andern äußern Lage zu beobachten, und man wird zur Erklärung der amerikanischen Verschiedenheiten keines weitern Schlüssels bedürfen. — Das Dogmatisiren in der Politik geräth Herrn Chevalier im Ganzen so wenig, als Herrn von Tocqueville; und sein Werk steht vorzüglich deshalb über dem des letztern, weil dieses allein über Politik und zwar nur dogmatisirend handelt, jenes aber sich über vieles Andere außer der Politik verbreitet, und in

Bezug auf die Politik selbst sich sehr oft darauf beschränkt, Data mitzutheilen, ohne sie als Belege für Theorien geben zu wollen.

Die wichtigste Abweichung des Herrn Chevalier von meinen Ansichten steckt darin, daß er das Uebergewicht der Menge in Nordamerika über die höheren Classen (welche er bourgeoisie nennt) für ein Uebel hält. Dazu wird er einer Seits verleitet durch einzelne Ausbrüche von Rohheit und Unverstand, welche besonders in den letzten Jahren betrübend genug waren; anderer Seits aber durch seine eigene Verstricktheit in die Gebrechen der höhern Classen (d. h. der neuern Cultur). Er stimmt mit mir ein, daß die Menge in Nordamerika besser sei, als in den europäischen Staaten, ohne dagegen den höhern Classen einen Vorrang vor den höhern in Europa einzuräumen. Damit ist er sehr nahe an meiner Lehre, die das gesammte Heil der Nordamerikaner von dem Betragen der Menge ableitet, und davon weiter auf die Vorzüge des gesunden instinctartigen Lebens vor dem kranken Reflexionsleben kommt. Dennoch bleibt er mit dieser Lehre im Widerstreite, indem er fortwährend darüber jammert, daß die höheren Classen (d. h. das Reflexions- und Culturleben) von den niedern (d. h. von dem instinctartigen Leben) beherrscht würden. Ich brauche zur Kritik nichts mehr zu thun, als auf den achten Auszug in meinem „Europa und Deutschland" zu verweisen. Dort habe ich ausführlich zu zeigen gesucht, was ich hier nur summarisch andeuten kann, daß und warum ich den Instinct der nordamerikanischen Menge für gesund halte, die Reflections-Producte (die Cultur) der höhern Classen aber für krank, und zwar an denselben Gebrechen, woran die ganze neuere Cultur kränkelt. Gewännen die höheren Classen also in Nordamerika das Uebergewicht, so würde es sehr bald durchaus europäisch hergehen. Mit einer solchen Ansicht trete ich wider die Klagen des Herrn Chevalier mit der Behauptung auf, daß man sich im Gegentheile freuen dürfe, in Nordamerika ein Gebiet von Gesundheit zu sehen, welches, statt von den Gebrechen der neuern Cultur überwältigt zu werden, wie nichts auf der Erde geeignet sei, die höhern Classen von selbigen Gebrechen zu heilen. Um den Leser zu reizen, die weitere Ausführung dieser Gedanken zu prüfen, rücke ich folgende zwei Stellen aus meinem „Europa und Deutschland" hier wörtlich ein. Seite 93 Band 1 heißt es: „Der „Wahn, daß überall, wo das Regiment nicht von in Schulen er„lernten Theorien geleitet werde, es schlechthin nach den Impulsen „des Augenblickes gehen müsse, ist von der Einsicht „„wie nützlich „die Männer von höherer Bildung und der Reflexion werden, „wenn die Opposition einer gesunden Volksmasse sie zügelt"", zu „sehr entfernt. Es fehlte in diesem Lande niemahls an Köpfen, „welche die Verirrungen der bisherigen Theorien erkennend, keines„weges in Verzweiflung an der Zukunft versanken, wenn die in„stinctartige Richtung der Menge das Uebergewicht behielt. Und „die unbestreitbaren Verdienste, die sich die höhere Bildung an

„dem neuen Continente erworben hat, rühren allein von solchen „Köpfen her. So sehr sie in einzelnen Fällen die Gebrechen der „instinctartigen Richtung empfanden, sie entsagten darum der Hoff- „nung auf gute Früchte nicht, und dienten dem Volke mit jener „Selbstverläugnung, die auch dort in der Ausführung zum Bes- „sern zu helfen sucht, wo die Beschließung der Leidenschaft „und dem Unverstande folgte, stäts den Satz von der Unvollkom- „menheit alles Irdischen beherzigend". — Seite 126: „Die erste „Pflegerin dieser Verkehrtheiten ist der Dünkel, der jede Erklärung „des Gedeihens verschmäht, die nicht das Verdienst allein, oder doch „hauptsächlich, den Trägern von dem, was für hohe Cultur gilt, „zuspricht. Was kann dem Dünkel peinigender seyn als der Be- „weis, daß an dem amerikanischen Gedeihen die menschliche Weis- „heit überhaupt so wenig Theil hat? daß die Wurzel in der „äußern Natur sitze, und was die menschliche Natur dazu „beitrage, der Gegensatz jener Weisheit, das dunkle (fast in- „stinctartige) Gefühl der Menge sey? Aber dieser Beweis erlangt „seine verwundendste Schärfe, wenn man zeigt, daß eben die Vor- „stellungen, welche den Staatsmännern, Priestern und Lehrern als „Blüthen der Cultur vorschweben, das amerikanische Familien-Leben „völlig so modeln und einschnüren möchten, wie es in Europa ein- „geschnürt ist. Es ist nicht im geringsten zu zweifeln, daß, wenn „in Nordamerika die Priester das Uebergewicht gewännen, man hier „bald eine Theokratie sehen würde. Die Politiker würden Land „und Volk nach dem, was sie Staatszwecke nennen, behandeln. Ein „Corps Finanzmänner würde Amerika als ein Gebiet für staats- „wirthschaftliche Versuche betrachten. Ein Militärcorps würde sei- „nen Vorbildern den ersten Rang einräumen und bloß von Lor- „beeren träumen, und der Lehrerstand würde den letzten Angel im „Schulleben suchen. Nichts ist leichter, als sich hier an Ort und „Stelle zu überzeugen, daß es ganz europäisch hergehen würde. Man „braucht nur jede Classe dieser Culturträger zu fra- „gen, was sie an dem Zustande der Nordamerikaner „auszusetzen haben, und zusammengerechnet, was man nach „einander hört, wird das Facit seyn, daß just alles Das zur Voll- „kommenheit fehle, über dessen Besitz die Menschheit in Europa so „sehr seufzt".

Daß es übrigens mit der Unterwürfigkeit der höhern Classen in Nordamerika nicht so arg ist, beweiset, wie bereits in der obigen Note erwähnt worden, schon allein der Umstand, daß für die höchsten Aemter die unteren Classen selbst bisher nur auf Glieder der höhern gestimmt haben, und insofern auch noch nicht die geringste Verschlimmerung von der Zukunft zu fürchten steht. Aus dem Bankstreite und seinen traurigen Folgen aber ein Argument für die Despotie der untern Classen zu nehmen, ist geradezu absurd; da, wie gesagt, die Schuld daran weit weniger auf selbige Classen fällt als auf den Staatsmann, der sie angeführt hat, das heißt,

auf nichts Anderes als auf einen Zögling der höhern Classen *). Darum schließe ich mit der Erklärung, daß jene Klagen des Herrn Chevalier — den der König von Frankreich zum Staatsrathe ernannt haben soll — einzig und allein aus dem, Seite 131 Bd. I meines „Europa und Deutschland ꝛc." charakterisirten, Mißbehagen entspringen, was sämmtliche Zöglinge der neuern Cultur, die den Besitz von Staatsämtern (d. h. das Regieren) zu ihrem Berufe rechnen, überall zu beschleichen pflegt, wo das individuelle und Privat-Leben im Uebergewichte über das öffentliche ist.

*) Während diese Zeilen gedruckt wurden, lieferten die Journale neue Beurtheilungen der Handels-Krisis, welche mich fürchten lassen, daß die meinige zu kurz sey. Man spricht wiederholt von Ursachen, die entweder nicht existirt haben, oder sich doch nur an die Hauptursache anreihen konnten. Sicher ging dem Falle mancher Häuser eine Strauchel- und Cur-Periode vorher, die, statt das Grundübel zu heilen, es durch Opfer für Palliative verschlimmerte, — wie auch von Seiten der Beamten fernere schädliche Experimente auf die Hauptursache gefolgt sind. Aber das darf für die Bedeutung dieser nicht verblenden, so wenig als ihre Benutzung von Speculanten. Die Times behauptet gar, der Bankstreit sey an der Krisis ganz schuldlos, weil ja in den Jahren 1814 und 1818 ähnliche Krisen eingetreten seyen und 1814 noch keine Vereinigten-Staaten-Bank, wie 1818 noch keine Treasury-ordre existirt habe. Die übertriebenen Emissionen von Papiergeld seyen allein schuld. Es ist kaum möglich die Wahrheit rabulistischer zu verdrehen, um just die stärksten Beweise für sie gegen sie zu kehren. Die unlogische Annahme, daß ähnliche Uebel stäts aus ähnlichen Ursachen abzuleiten seyen, nicht zu rügen, erinnere ich den Leser nur daran, daß eben wegen der Verwirrung im Geldwesen (und insbesondere auch der im Jahre 1814) die V.-St.-Bank im Jahre 1816 constituirt worden, damit durch sie dem Unfuge der Lokal-Banken und ihren übertriebenen Papier-Emissionen begegnet werde; daß die Krise im Jahre 1818 aber eine bloße Folge der unvermeidlichen Cur, eine dadurch veranlaßte Aufdeckung des Uebels und Liquidation des Defizits der Lokal-Banken war (ohne übrigens den Grad der jetzigen Krise erreicht zu haben). Seitdem wirkte die Solidităts-Censur, welche die V.-St.-Bank über die Lokal-Banken und über die einzelnen Handelshäuser wie von selbst übte, einem Rückfalle kräftig entgegen. Und wenn nun jüngst dieser Rückfall wieder eingetreten ist, wenn die Lokal-Banken, wie die Times behauptet, wieder übertriebene Papier-Emissionen gemacht haben, was ist dann anders schuld, als die Schwächung des Ansehens der General-Bank? Und mußte nicht, neben der Lösung von deren Controle, gerade die Verdrängung ihrer Noten sammt der von der Regierung verfügten Vertheilung der Bundes-Depositen und nachherigen Einnahme: Ueberschüsse an die Lokal-Banken als positive Anreizung zu neuen Papier-Emissionen wirken? — Schon das bloße Verschwinden der General-Bank (die Nicht-Verlängerung ihrer gesetzlichen Dauer) hätte, auch abgesehen von der Verlegenheit der Kaufleute, die durch deren Solidität bewogen worden, sich völlig auf sie zu stützen, nicht ohne die widrigsten Folgen bleiben können; nämlich als ein Verschwinden von vielen Millionen Papiergeld, wofür in der kurzen Zeit unmöglich Ersatz zu finden war, geschweige in Metall und ohne druckendes Agio. — Wer nicht unter dem Banne jenes Zaubers lebt, den die nackte Darirung der Urtheile über Amerikanisches von einer amerikanischen Stadt für manche Europäer besitzt, dem werden sowohl gegen die Polemik der Finanztheorien als der politischen Partheien drei Umstände als ächte Leuchtpunkte genügen: erstens, daß vor Jackson's Präsidentschaft nicht das geringste Mißtrauen wider die V.-St.-Bank zu spüren war, daß man im Gegentheile (während meiner

Duden's

Selbstanklage wegen seines amerikanischen Reiseberichtes, zur Warnung vor fernerm leichtsinnigen Auswandern öffentlich verkündet.

Ich, der Verfasser jenes vielbesprochenen Reiseberichtes, trete jetzt vor dem Publicum als reuiger Büßer auf und bekenne laut meinen groben Fehler, daß ich unter meinen Nebenmenschen nicht so viel Unverstand zu vermuthen wagte, als ich leider an der Wirkung besagter Druckschrift erfahren habe und fortwährend erfahre. Sicher verdient es Tadel, Kindern Wahrheiten vorzutragen, die nur vor die Erwachsenen gehören; und darum klage auch ich mich an, nicht bedacht zu haben, wie viele Kinder und Thoren es in Deutschland gibt, die lesen können, und daß ich meine Nachrichten und Gedanken über Nordamerika, statt durch den Druck in gemeinen Buchstaben für Jedermann, durch Hieroglyphen für die Klugen allein hätte niederschreiben sollen. Ist es doch klar, daß wer ein Buch in Deutsch schreibt, eben damit der Meinung Vorschub leistet, daß er für Jeden schreibe, der Deutsch lesen könne, und also auch jedem Solchen verständlich seyn wolle. Und nicht minder klar ist, daß ein Schriftsteller Denjenigen, welchen er zum Lesen seiner Gedanken und zum Beifalle auffordert, gewisser Maaßen zum Richter über sich erklärt. Aus der Vereinigung beider Sätze aber folgt, daß ein Schriftsteller durch sein bloßes Schreiben in deutscher Sprache Jeden, der Deutsch lesen gelernt hat, für einen fähigen Richter über sein Buch hält. Wenn nun gleich das nur Schein ist, so wäre es dennoch unbillig zu erwarten, daß dessen verführerischer Schmeichelei die Schwachen selbst widerstehen, mit andern Worten, daß ein glücklich aus der Schule befreiter Leseschüler sich selbst aus der Classe der Scheinbar-Berufenen ausstreichen werde. Und eine noch unbilligere Zumuthung würde es seyn, daß der einmahl zum Richten Verführte eher an seinem eigenen Verstande zweifele, als an dem Verstande und der Verständlichkeit des Büchermachers.

Anwesenheit in Nordamerika wenigstens allgemein von ihrer großen Nutzlichkeit überzeugt schien; zweitens, daß ihre erbittertsten Feinde bereits jetzt auf ein ähnliches Institut als Rettungsanker zurückkommen, freilich mit der Modification, daß es fortan nicht von ihrem Einflusse unabhängig sey, — was ja auch in den Augen der nach Ueberwältigung des individuellen und Privat-Lebens strebenden Politiker sein eigentlicher Fehler war; drittens, daß die jüngste gesetzliche Erlaubniß zur Suspension der Baar-Zahlungen nichts Anderes ist, als das offene Geständniß der Unentbehrlichkeit des Papiergeldes. Vollkommner hatte wahrlich die unglückliche Grille Jackson's nicht censirt werden können: in seinem Hasse gegen die Generalbank gedieh er nach und nach dahin, allem Papiergelde Feind zu seyn, und nachdem es mehr und mehr gelungen, Noten, die sich durch ihren eigenen Credit in dem freien Gewerbe behaupteten, zu verdrangen oder zu entwerthen, sieht man sich am Ende genöthigt, ihnen durch Zwang wieder Cours zu verschaffen.

Hieraus ziehe ich den fatalen Scrupel, daß ich und mein Buch an allen Antrieben schuld sei, die irgend ein Leser zu unglücklichen Planen herausliest, wie thöricht und lächerlich sie auch an sich seyn mögen.

Im 31. Briefe (S. 267 2te Auflage) ist z. B. mit den stärksten Worten über das Loos derjenigen Auswanderer geredet worden, die sich für die Kosten der Ueberfahrt in Sclaverei begeben. Allein ein bedrängter Tagelöhner faßt dieß anders auf. Er liest außerdem so viel Gutes von Amerika und denkt: „oh, wenn nichts mehr dagegen ist, das werde ich schon machen; wer weiß, wie sich die Leute, denen es so schlecht ging, benommen haben; auf der nämlichen Seite heißt es ja auch, Einige seien glücklich durchgekommen." Hiermit bricht er auf, und seine Täuschungen weichen erst, wenn es zu spät ist. Wer wird ihm bei seinen Leiden nun noch zumuthen, sich selbst anzuklagen? Ist es zu verwundern, daß er, schon zur Beschwichtigung des eigenen Gewissens, mich als den Verführer darstellt? Und was ist erklärlicher, als daß er in gleicher Weise den Vorwürfen und dem Spotte seiner Bekannten und Verwandten zu begegnen sucht? Also ist mein Buch die Ursache des Unglücks, weil es in einer Sprache geschrieben ist, die den mittellosen Schwärmer zum Lesen, wenn auch nur zum Falschlesen und Halblesen, anregte.

Mein Vertheidiger könnte freilich bemerken, ich habe in dem nämlichen Buche (Seite 265 31. Brief) gesagt, es sei Pflicht der Staaten und Regierungen, dem instinctartigen Drange der rohen Masse, welche sich in der Noth von selbst jedem Strahle von Hoffnung zukehre, rathend und lenkend beizustehen. Weil dieß nicht geschehen, allein daher rühre es, daß so Mancher in sein Unglück renne. Lange vor meiner Schilderung seien Deutsche ausgewandert, und das würde auch ohne meine Schilderung fortgedauert haben. Aber ich will nicht so vertheidigt seyn. Ich mußte ja zum voraus wissen, daß meine frommen Wünsche nie würden realisirt werden, daß es allen neuern Staatstheorien widerstreitet, das Auswandern zu befördern, daß just die unglücklichen Schicksale der Auswanderer am besten zur Abschreckung dienen, und es darum thöricht sei, gerade diejenige Classe abzumahnen, die am meisten abschreckende Beispiele liefere. Auf belehrende Auslegungen meines Buches hätte ich also nicht zählen dürfen, weil die unpatriotische Wirkung seines richtigen Verstehens nur durch die Folgen seines Mißverstehens einiger Maaßen aufgewogen werden könne.

Es ist fast ein Ueberschrifts-Satz meines Buches, nicht ohne Vermögen jenseits des Oceans anzulangen, und daß Jedermann so viel mitbringen müsse, sich im neuen Lande orientiren, wenn auch nicht völlig heimisch werden, zu können; daß vorher auf keinen sichern Erwerb zu rechnen sei. Allein der Halbleser ist besessen von der Wohlfeilheit der Lebensmittel, von der Fruchtbarkeit des Bodens, von den Jagdthieren und den Früchten in den Wäldern,

und so läßt seine Phantasie für ähnliche Ermahnungen zur Nüchternheit keinen Raum. Er bildet sich ein, sobald er nur einmahl über den Ocean sei, werde er bei solchen Naturgütern schon durch seine nicht gewöhnlichen Fähigkeiten fertig werden. Er reiset also ab und wird erst durch die herbe Wirklichkeit von seiner Selbsttäuschung geheilt, d. h. von seiner Selbsttäuschung über Amerika, aber nicht von der über mein Buch. In seiner Neigung, die Schuld auf mich zu wälzen, kommen ihm vielmehr jene Klagen der in die Sclaverei Verkauften als süße Klänge vor, die bei seiner Eigenliebe den stärksten Widerhall finden.

Ein anderer Leser faßt meine Aeußerung über die Höhe des Tagelohnes auf, und seine Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage saugt sich daran so fest, daß er gegen alles Uebrige blind ist. Seite 108 und 267 (2te Aufl.) warne ich nachdrücklichst, sich ja nicht auf den Tagelohn zu verlassen, ich schildere die Gefahr und verkünde einen kaum vermeidlichen Untergang. Umsonst, der Auswanderer sieht es nicht an, und taumelt ins Unglück (weil er vielleicht erfahren hat, daß einige seiner Bekannten das Wagstück glücklich bestanden). Wem soll er jetzt schuld geben? Sich selbst? Wer wird so lieblos gegen sich selbst seyn, wenn er nur einzustimmen braucht in das Geschrei, was bereits von Andern gegen mein verführerisches Buch erhoben worden?

Schon in der Vorrede (Seite XLVIII der 2ten Aufl.) hatte ich es für einen Grundfehler der Auswanderer, die vom Boden leben wollen, erklärt, die Länder diesseits der Alleghanys zum Ziele zu wählen, und in dem Buche wie in dem Nachtrage die Beweise näher entwickelt. Indeß ein vierter und fünfter Leser hat eine Scheu vor dem Reisen in das Innere; und denkt, ich möge wohl eine besondere Vorliebe für den Missouristaat oder sonst ein Motiv haben, dorthin zu lenken. So nimmt er aus meinem Berichte was ihm schmeckt, und will trotz meinen Abmahnungen an den Küsten, oder doch diesseits der Alleghanys, sein Heil als Ackerwirth versuchen. Es schlägt natürlich fehl. Aber wer ist dafür anzuklagen? wer anders, als Derjenige, welcher ihm so anziehende Schilderungen von dem neuen Continente überhaupt dargeboten hat? Ohne sie hätte er vielleicht nie an das Auswandern gedacht. Darum ist mein Buch selbst dann noch schuld, wenn auch dessen Rath weder bei dem Prüfen des Planes der Auswanderung, noch bei seiner Ausführung im Geringsten beachtet worden.

Seite XLIV und Seite 318, 359, 373 und 374 habe ich die Benutzung des Bodens als das einzige Sichere für die Existenz geschildert. Dort habe ich aber nicht bloß gesagt, daß nur jenseits der Alleghanys der gute Boden wohlfeil sei, sondern auch, daß man hinreichendes Vermögen für die Reise wie für die ganze ländliche Einrichtung mitbringen müsse, und (Seite 263 und 64 im 31. Briefe) für den an schwere Körperarbeiten gewöhnten Auswanderer das Minimum auf tausend Thaler preuß. Cour. außer den

Reisekosten, für den sog. Honoratioren das Minimum auf 3 bis 4 Tausend außer den Reisekosten gestellt, und sogar die nöthigen Verwendungen specificirt. Umsonst, der Auswanderer, dem ein Theil der Summe fehlt, will darum vom gelobten Lande nicht ausgeschlossen seyn, und raisonnirt sich also aus meinem Buche weg, was ihm nicht zusagt. Ohne je Körperarbeiten verrichtet zu haben, verläßt er sich auf seine Fähigkeit dazu, worauf sich meiner Warnung nach nicht einmahl der auswandernde Tagelöhner verlassen soll; und spricht etwa zu sich selbst: „wenn es so gut in Amerika ist, wie das Buch sagt, so muß auch mit weniger fertig zu werden seyn. Und wenn das Buch jene Summen im Allgemeinen für hinreichend erklärt, so ist ja klar, daß der, welcher durch besondere Fähigkeiten über die Masse hervorragt", „was so gerne ein Jeder von sich glaubt", „wohlfeiler wird zurecht kommen können". Wer ist nun schuld, wenn dieses Raisonnement trügt? Wer anders als das Buch, das dazu angeregt hat?

Seite 272 (im 31. Briefe) habe ich vor übereilten Verwendungen des disponibeln Capitals gewarnt; man solle sich Anfangs auf eine ländliche Einrichtung für den eigenen Haushalt beschränken, ohne auf Production für den Markt zu speculiren. Vergebens! der Auswanderer denkt: „der Verfasser will in Allem klüger seyn; da ich einmahl an Ort und Stelle bin, so kann ich so gut beurtheilen was zu thun ist, wie er." Damit schreitet er, in seinem Erstaunen über die vermeintliche Rohheit der Amerikaner, zu sog. europäischen Muster-Wirthschaften, führt Werke auf, die zu dem wohlfeilen Boden und den wohlfeilen Producten in keinem Verhältnisse stehen, und verliert sein ganzes Vermögen. Wer soll dafür mit Vorwürfen bestraft werden? der Unternehmer selbst? Das wäre gar zu hart; er leidet ohnehin zu viel. Besser scheint es der Humanität zu entsprechen, möglichst von ihm ab auf Andere zu wälzen, und wer paßte dazu mehr, als der Verfasser des verdammten Buches, woran sich die Phantasie so voll gesogen hat?

Ein nicht minder enthusiastischer Auswanderer beachtet meine Ermahnung in Betreff der europäischen Diener (Seite 263 im 31. Briefe) nicht. Er büßt dadurch ein beträchtliches Capital ein, was ihn bereits bei den ersten Schritten wider sein Unternehmen verstimmt. Dazu braucht nur noch ein zweites Versehen zu kommen, oder ein Unfall durch Krankheit, und das Buch wird beschuldigt, die Schattenseite zu sehr in den Hintergrund gestellt zu haben.

An diese schließt sich mit Recht ein Landsmann an, der meinen wiederholten Warnungen (S. 384 im Nachtrage z. B.) zuwider im Sommer über Neuorleans gereiset ist, und so einen theueren Verwandten durch die klimatischen Einflüsse auf die Gesundheit verloren hat.

Seite 160 (in der Fortsetzung des 20. Briefes) habe ich gesagt, daß sich in den westlichen Staaten (wohin ich einlade) vorläufig nur insofern eine bedeutende Ackerschaft ohne Sclaven

betreiben lasse, als die Familie selbst an Körperarbeiten gewöhnt und zahlreich genug sei. Dennoch haben es Einige allein mit gedungenen Weißen in Illinois versucht. Der schlechte Erfolg mußte nothwendig ihrer Stimmung für Amerika schaden, und nichts ist erklärlicher, als daß sie eine günstigere Ansicht davon für überspannt halten, indeß sie meinen Rath, Sclaven zu gebrauchen, als eine teuflische Zumuthung zur Hölle verdammen.

Seite 265 (31. Brief) habe ich erwähnt, wie die Auswanderung unbemittelter Personen durch patriotische Vereine zu befördern sei, und zugleich Wünsche für eine Centralstätte der deutschen Cultur im westlichen Nordamerika geäußert. Dieß und die Gründe dafür haben sich in der Phantasie mancher Leser wunderbar mit meinen Aeußerungen von Seite 290 (im 33. Briefe) und S. 356 (in der Abh. über den politischen Zustand) vermengt, wo ich von den Vereinen zur Anlage von Städten und dem davon zu hoffenden Gewinne rede. Da Seite 255 (31. Brief) ohnehin schon die Nähe befreundeter Landsleute zur Bedingung des Lebensgenusses am Mississippi oder Missouri gemacht worden, und es Seite 385 (im Nachtrage) heißt, daß man in bedeutender Zahl viel wohlfeiler über das Meer kommen könne als einzeln: so ist man hin und wieder zu der Meinung gerathen, auch ohne Gelder von patriotischen oder bloß speculativen Capitalisten, durch einen nackten Verein der Auswanderer selbst, jenes Ziel von Gewinn und Nationalleben erreichen zu können. Ich dachte offenbar an Unternehmungen solcher Capitalisten, die einen festen Fuß im Mutterlande haben und behalten; weil nur von diesen die gehörige Stützung und Schützung der Colonisten-Führer zu erwarten ist, nicht aber von den in der Aufregung der Auswanderung befindlichen Colonisten selbst. Muß es doch jedem Besonnenen einleuchten, daß ohne einen ähnlichen Rückhalt im Vaterlande allein diejenigen Führer auf Folgsamkeit rechnen dürfen, welche in einem besondern Nexus zu den einzelnen Auswandern stehen, z. B. in einem verwandtschaftlichen oder in dem eines reichen Patronen, der die Gelder der ganzen Unternehmung vorschießt. Von einem religiösen Nexus, wie zwischen Rapp und seinen Gemeinde-Gliedern, nicht zu reden, muß also zugleich einleuchten, daß die selbstständigen Vereine nicht groß an Zahl seyn können; wie groß auch die Zahl der zur bloßen Ueberfahrt Vereinigten seyn möge. Indeß sahen die Führer der bisherigen großen Vereine die Sache anders an. Sie glaubten umgekehrt, statt an ein Steigen der Gefahr mit dem Steigen der Zahl, nur an ein Steigen der Vortheile. Und was die schlimmste Täuschung war, sie glaubten, daß das Vereinen von der Bedingung, so viel Geld mitzubringen, als ich für jede Familie nöthig erklärt, dispensire. Sie mochten an ein gegenseitiges Unterstützen denken, und an den durch Concentrirung vieler Menschen auf einen Punkt steigenden Werth des Bodens. Aber das Erstere hätte auf jeden Fall bei Einzelnen bedeutenden Reichthum sammt dem

festen Entschlusse, ihn für die Miteinwanderer zu verwenden, vorausgesetzt. Und das Andere beruhete auf dem täuschenden Cirkel, daß man eben das Geld, was zum Gelingen des Unternehmens von Anfang an nöthig ist, aus den Früchten des Unternehmens zu ernten hoffte. — Wiewohl ich nun alle Kritiker herausfordern darf, mir die Stellen anzuzeigen, wo dieser Irrthum in meinem Buche vorkomme, so finde ich es doch ganz natürlich, mir Schuld zu geben, daß die Vereine gescheitert sind; — weil ich immerhin zu Vereinen ermahnt habe, und — wenn mein Buch gar nicht geschrieben worden wäre, man es auch nicht hätte mißverstehen können.

Nicht minder ungerecht würde der Vorwurf seyn, das ich von der Unbeholfenheit aller Europäer in der sog. wilden Natur geschwiegen habe. Allein während ich eben sie als die Hauptschwierigkeit der Auswanderung bezeichnete, bedachte ich nicht, daß man für Vereine von solchen Unbeholfenen aus meinem Buche den Rath herauslesen könne, sich in Striche zu begeben, wo bei der dünnen Bevölkerung die den Fremdlingen unentbehrliche Anlehnung an die Nordamerikaner unmöglich ist. Auch diese Sorglosigkeit ist einigen Auswanderern verderblich gewesen; und so hat sich dann unwiderleglich bewiesen, daß, weil das Vorsichtiglesen nun einmahl nicht erwartet werden kann, ich vorsichtiger hätte schreiben müssen.

Indem ich es schon für einen einzelnen Menschen zur unumgänglichen Bedingung machte, hinreichendes Geld mitzubringen, hielt ich es für unnöthig, zuzusetzen, daß sie um so mehr für einen Vater mit Frau und Kindern gelte. Allein ich klage mich jetzt dafür der Uebereilung an. Ich hätte es mit großen rothen Typen auf den Titel, ja auf jedes Blatt, sollen drucken lassen. Denn weil dieß nicht geschehen, so hat es sich zugetragen, daß ein Mann aus Sachsen, Namens Streckfuß, mit seinen Kindern ins Elend gerannt ist. Doch das wäre nicht genug gewesen; ich hätte gleichfalls roth drucken lassen müssen die Worte der Seite XLIV der Vorrede zur ersten Auflage und der Seite 396 im Nachtrage, daß nur vom Boden und zwar nicht vom theuern Boden bei Fredriktown (etwa 10 deutsche Meilen von Baltimore), sondern nur vom Boden in den westlichen Staaten (S. 373) sicherer Unterhalt zu hoffen sei. Und auch das wäre noch nicht genug gewesen; ich hätte mit zollgroßen Buchstaben die Familienväter warnen sollen, doch ja nicht zu hoffen, von wenigen hundert Thalern in der Küstenstadt Philadelphia als Essigmacher und Gentlemen leben zu können. Endlich hätte ich warnen sollen, gegen die äußerste Noth nicht auf das Hausiren zu rechnen, weil selbiges auch dort, wie nach Seite 401 im Missouri-Staate, einer hohen Patent-Steuer unterworfen sei. Alles Das ist unterblieben, und weil der unglückliche Streckfuß gerade in diese Lücke meines Buches gerathen ist, so wirft er mit Recht, in seinem merkwürdigen zu Zeiz gedruckten Libell, seinen Unmuth neben den Freimaurern, die ihm auf seiner Rückreise den Zehrpfennig verweigert, auf mein Buch; wiewohl er am Schlusse hinzufügt,

wäre er länger im neuen Lande geblieben, so würde es ihm wahrscheinlich besser gegangen seyn. Seiner Kinder wegen hat er nämlich vorgezogen, sich im eigentlichen Sinne des Wortes zurückzu*betteln*.

In meinem Buche heißt es, daß in Nordamerika auch für die meisten Handwerker und Künstler gute Aussichten seien; dabei habe ich einige dieser Gewerbe namentlich angegeben. Allein Seite 267 (31. Brief) steht nicht nur, daß auch die *darauf* zählenden Auswanderer einiges Vermögen mitbringen müssen, sondern in der Vorrede wie im Nachtrage (S. 396) werden diese Aussichten, wie überhaupt alle, an Zuverlässigkeit der Benutzung des Bodens nachgesetzt. Mit andern Worten, auch der Handwerker und Künstler solle den Ackerbau für die einzige sichere Basis seiner Existenz halten. Unwillkührlich reihen sich bei ruhiger Ueberlegung daran die Gedanken, daß selbst der geschickteste Handwerker oder Künstler ein Wagestück unternehme, wenn er mit Weib und Kindern aufbreche, ohne ihnen für den Fall seiner Unfähigkeit zum Arbeiten oder gar des Todes ein festes Jahrgeld oder ein ernährendes Ackergut anweisen zu können. Aber ruhige Ueberlegung ist ja nicht die Bedingung der Anschaffung meines Buches, und da sie zum Buchstabiren auch nicht gehört: so klagt man mich mit vollem Grunde an, wenn ein Handwerker oder Künstler leichtsinnig auswandert, weil ich bei der anziehenden Schilderung des Landes im Allgemeinen nicht wenigstens durch eine große Warnungstafel zu jener Ueberlegung aufgefordert habe.

Seite 259 und 261 (31. Brief) ist angedeutet worden, warum für die *vermögenden* Auswanderer eine eigenthümliche Vorbereitung oder gute Leitung nöthig sei. Früher überließ ich mich der Hoffnung, schon hiedurch wäre dem leichtsinnigen Auffassen meines Berichtes vorgebeugt. Aber jetzt sehe ich es anders an. Was soll man unter *eigenthümlicher* Vorbereitung verstehen? Warum ist nicht auch *darüber* ein Buch oder zum mindesten eine Abhandlung geschrieben worden? Ich hätte bedenken müssen, daß ohne eine nähere Erklärung ein Jeder diese Vorbereitung sich durch bloßes Plannmachen und Lesen der bekannten Schriften über Nordamerika vollkommen zu verschaffen glaubt. Ich hätte insbesondere beim deutschen Spießbürger nicht die Kunde voraussetzen sollen, daß man sich nicht überall in Hotels einmiethen könne, und daß man in den amerikanischen Wäldern, ohne selbst Häuser bauen zu lassen, nicht mehr auf *bequemes* Unterkommen rechnen dürfe, als in deutschen Dörfern. Ich hätte allen *städtischen* Auswanderern sagen müssen, zu *ihrer* Vorbereitung gehöre, sich vorerst *in der alten Heimath* mit dem Landleben bekannt zu machen, und zu lernen, daß, wenn auch sämmtliche Klagen über Unfruchtbarkeit der Aecker, über schlechtes Wetter, über Unsicherheit vor Räubern und Dieben, über schlechte Wege, über schlechtes Gesinde, über Staats- und Gemeinde-Lasten, und selbst die über Armuth und Bettelei wegfielen, man dennoch nicht stäts Spieltage habe; daß überall und also auch in Amerika für Säen und Ernten, Kochen

und Backen, für Kleidung und Obdach, für Kranke und Gesunde, für Kinder und Alte, für Hausthiere und sogar gegen Mäuse und Ratten, Fliegen und Mücken ꝛc. zu sorgen und zu wachen sei. Kurz, ich hätte mit flammenden Buchstaben schreiben sollen, daß die Vortheile des Lebens im innern Amerika nur Denjenigen sichtbar seien, welche zu Vergleichungen mit dem europäischen Landleben fähig wären, das heißt, höchst selten einem deutschen Stadtwächter. Außerdem hätte ich zum Rahmen aller Schilderungen den Karthäuserspruch „memento mori“ (bedenke, daß du sterblich bist!) machen und insbesondere bei dem nordamerikanischen Gesundheits-Zustande nicht verschweigen sollen, daß man in Amerika nicht unsterblich ist. Was helfen meine Reden von der Unentbehrlichkeit des ärztlichen Schutzes gegen Gallenfieber, Wechselfieber, Keichhusten ꝛc.? Wer fürchtet sich denn hier vor so etwas? Wer denkt hier überhaupt ans Sterben? Und nun vollends die Cholera. Davon habe ich kein Wort gesagt. Ich hätte aber bereits vor acht Jahren vorhersehen müssen, daß sie von Asien nach Europa und dann über den Ocean bis zum Missouri kommen werde, um die Deutschen erinnern zu können, daß just ein Wanderer sich um so mehr dieser Krankheit aussetze, je mehr inficirte Oerter seine Reise berühre. Oder um mich noch kräftiger gegen Vorwürfe zu decken, hätte ich bei meinem ärztlichen Rathe nicht das einzige sichere Mittel gegen den Tod in fremden Ländern vergessen sollen, nämlich: das Daheim-Bleiben.

Ist ja auch dasselbe Mittel das einzige zuverlässige wider die Gefahr, das Vermögen auf der Reise zu verlieren. Bloß um eine Lücke der deutschen Literatur auszufüllen, hätte ich in dieser Beziehung die Worte „eigenthümliche Vorbereitung und gute Leitung“ mit einer Art von Katechism ausrüsten dürfen, falls auch das Buch dreimahl dicker geworden wäre. Ist es doch unbestreitbar, daß der gewöhnliche deutsche Spießbürger den Hauptschutz vor jener Gefahr darin hat, daß Häuser und Grundstücke nicht so leicht wegzustipitzen sind als Geld. Wie sehr muß sich also die Lage eines solchen Menschen, der plötzlich den Vorsatz faßt, das Entgegengesetzte von dem zu werden, was er ist, schon allein damit verschlimmern, daß er seine gesammte Habe in baares Geld verwandelt. Diesen Candidaten stelle man sich nun gar vor außerhalb seinem alten Elemente, ferne von Vettern und Gevattern, die ihn bisher ängstlich vor Allem warnten, was man unternehmend zu nennen pflegt. Man stelle sich ihn vor in einem neuen Welttheile, mitten unter ihm völlig ungleichen Menschen, denen Unternehmen und fortwährendes Verwenden von Capitalien zur Natur geworden. Man stelle sich ihn vor ohne Heimath und darum genöthigt, selbst wenigstens Etwas zu unternehmen, in einem Gebiete, wo ihm von allen Seiten die mannigfachsten Einladungen dazu begegnen, Einladungen, worunter die besten immerhin viele Vorsicht erfordern, um nicht statt des lockenden Gewinnes einen

Schatten zu erhaschen. Ich müßte rasend gewesen seyn, wenn ich nicht bedacht hätte, wie dringend nöthig der Art Auswanderern der Beistand ist. Deshalb habe ich, obwohl mir die Ausarbeitung jenes Katechism versagt war, mit aufrichtiger Bekümmerniß in meinem Reiseberichte von ihnen gesprochen, und nachdrücklichst behauptet, es sei Pflicht der Staaten und Menschenfreunde, sich ihrer anzunehmen, und daß nur durch Erfüllung dieser Pflicht dem sich für und für wiederholenden Jammer vorzubeugen sei. Allein was ich nicht gethan, ist, daß ich nicht geradezu erklärt habe, solange die Staaten und Philanthropen nicht helfen, solle Niemand auswandern, es gehe ihm oder drohe ihm in der Heimath zu gehen wie es wolle. Daß dieß nicht geschehen, daß ich nicht gewagt habe zu sagen, in Deutschland besitze Niemand Verstand genug zur Auswanderung, und daß also für kluge Leute die Thür offen geblieben ist, darin besteht eigentlich mein schweres Verbrechen. Eben diese offene Thür ist schuld am Unheile. Ich hätte bedenken sollen, daß just die Unklugen am heftigsten auf sie zustürmen würden und daß, wenn ich keinen dictatorischen Censor mit Lictoren und Schwertern zum Pförtner aus der Unterwelt heraufbeschwören konnte, es um so unverantwortlicher war zu hoffen, der eigne Verstand werde die Unverständigen zurückhalten.

In der That so ist's. Alle meine Reden „das Gelingen der Auswanderung hänge ganz von der Art der Ausführung ab, und daß die ersten beiden Jahre die gefährlichsten seyen" schützen mich nicht besser vor Vorwürfen, als die von Bedingungen einer eigenthümlichen Vorbereitung und guten Leitung. Ist es doch klar, daß dieß sammt und sonders nur auf die Verständigen wirken kann, und daß gerade die Unverständigen am leichtesten über die Schranken weghüpfen. Aber leider erkenne ich den vollen Werth dieser Theorie erst jetzt, nachdem die Praxis mir bewiesen hat, wie es unter den Lesern meines Buches um den Verstand aussieht; besonders nachdem sie mich mit einem Exemplare bekannt gemacht hat, was sich dem Publicum in dem exemplarischen Blatte Didaskalia (Nro. 27, 28 u. 29. Jahrg. 1836) vorstellt, um als schreiender Beleg zu dienen, wie untauglich mein Buch für Manche ist, die es kauften, weil sie es an sie mit gerichtet glaubten. Fürwahr, ich gestehe meine Schuld: als ich die Auswanderung so schwierig schilderte, und die ernstlichen Bedingungen einer eigenthümlichen Vorbereitung oder guten Leitung niederschrieb, fiel es mir nicht ein, daß just der Unfähigste der Unfähigen eine Ausnahme für sich herauslesen würde. Noch weniger fiel mir ein, daß, wenn ich sogar dem geschicktesten Kaufmanne und Handwerker einzuprägen gesucht, nur vom Boden den sichern Unterhalt zu erwarten, so Einer sich durch mein Buch, wie durch einen Zauber in die weite Welt werde ziehen lassen, um ihm gerade dort, wo es gilt, den Rücken zu kehren und, trotz meinen Winken bei den Bewohnern der Handelsplätze in Amerika nicht mehr Kunde des Land-

lebens zu vermuthen als bei den Kaufleuten, Fabrikanten, Beamten und Gelehrten Europa's, dem ersten besten Zuspruche in den Straßen von Saint Louis zu folgen. Zu einiger Milderung meiner Buße wird es indeß vielleicht gereichen, wenn ich an die allgemeine Erfahrung erinnere, wie schwer es überhaupt ist, das Thun und Lassen der Thoren vorherzusehen. Was ein verständiger Mensch in einem bestimmten Falle thun werde, dafür gibt es eine Berechnung. Aber wie selten paßt diese in einem Irrenhause?! Wer vermag den Schlüssel zu finden, zum voraus zu finden zu allen falschen Combinationen, in die das Hirn eines Familienvaters gerathen kann, der mit Weib und Kindern aus der Heimath aufbricht, ohne sich selbst bewußt zu seyn, warum? Mir wahrlich ist es ein Räthsel, welche Motive es für einen Familienvater gebe, eine Lage in der Heimath freiwillig zu verlassen, wogegen jegliche Lebensweise im westlichen Amerika, in den Städten wie auf dem Lande, so schlecht erscheinen könne, als der Correspondent schreibt. Namentlich gehören hieher seine heftigen Klagen über Mangel an Bequemlichkeiten des Lebens in Saint Louis. Wie ich diese Stadt kenne, muß ich selbige Exclamationen auf eine verlassene Lage deuten, welche in Europa das Glück eines Millionairs voraussetzt; wenn auch andere Worte des Correspondenten, wie die, er sei gezwungen Etwas zu unternehmen, auf beschränktere Mittel gehen. Indeß was es neben meinem Buche auch sei, das ihn zum Auswandern gebracht, stäts wird ihm der Vorzug bleiben, als Muster derjenigen Classe zu gelten, welcher ich meine Schilderungen durch Hieroglyphen unlesbar hätte machen sollen. Kaum daß mir bei der Abfassung meines Berichtes zuweilen ein Subject vorschwebte, das, an der Neige seine und seiner Kinder Existenz in Europa phantastisch aufzuopfern, durch die anziehenden Punkte meiner Schilderungen den letzten Ruck erhalten könnte. Daß auch in dem neuen Welttheile Jemand so völlig blind für die Bedingungen der Existenz beharren könne, als dieser frankfurter Familienvater, habe ich nie besorgt. Es kam mir im Gegentheile bisher unmöglich vor, daß ein der Richtung meiner Schriften so gänzlich hingegebener Leser sich nicht einmahl bemerken würde, wie überaus wohlfeil im westlichen Amerika das Leben auf dem Lande ist, und daß er, nach Abkühlung seines Enthusiasm, nicht seiner Kinder wegen mindestens einen Versuch machen würde, durch eine ländliche Einmiethung den Rest seines Vermögens zu schonen. Erst die Wirklichkeit hat mich belehrt, was man den Leuten Alles zutrauen darf. Man werfe nur einen Blick in mein Buch und lese, daß am Missouri wöchentlich für einen Dollars (2½ Gulden) die reichlichste Bewirthung zu kaufen ist; daß sich überall, wo das dazu gehörende Obdach zu beschränkt ist, für sechzig bis achtzig Dollars zwei geräumige Stuben (die zwar äußerlich von rauhen Baumstämmen, innerlich aber so gut sind als gemauerte) neu aufführen lassen; daß mithin eine Familie von vier Personen (falls auch die Miethe dem

vollen Bauwerthe der Wohnung gleich wäre) jährlich für sechshundert Gulden anmuthiger und gesunder leben kann, als in irgend einer Stadt, — um mein Erstaunen zu messen, daß der Correspondent der Didaskalia der Welt zu betheuern wagt, es sei nichts Besseres für ihn zu thun gewesen, als in Saint Louis zu bleiben, wo man in zwei bis drei Monaten sechs bis sieben hundert Dollars (1500 bis 1750 Gulden) gebrauche, also in einem einzigen Jahre gegen dreitausend Dollars oder 7500 Gulden, eine Summe, wofür eins der schönsten, die größte Familie überschwenglich ernährenden Landgüter zu kaufen war.

Daran habe ich denn freilich auch mehr als genug, um mir den übrigen Inhalt seiner Briefe zu erklären; wie z. B., daß das Landleben für ihn nicht passe und daß er erst am Missouri zu dieser Erkenntniß gekommen; daß er sich herzlich wieder nach Hause sehne, und daß er von jedem andern Auswanderer das Nämliche glaube, weil Niemand in dem Lande gedeihen könne; daß ihm jedoch hin und wieder eine Aeußerung entfährt, die fast klingt wie ein Geständniß, es möge dennoch wohl an ihm selbst liegen: die Aeußerung z. B., daß die fremde Sprache das Haupthinderniß seines Fortkommens sei, und die nicht minder bedeutsame, „es sei dort wirklich viel Geld zu verdienen, und mit Kunde der Sprache ein Capital von zwölftausend Dollars sehr leicht in drei Jahren auf das Vierfache zu bringen.“ Ja, er versichert, daß man dieß auf jeden Fall könne, wenn man nur nicht zu toll speculire. Sich selbst schließt er natürlich aus, weil ihm die Sprachkenntniß fehle, vielleicht auch, weil er unter zwölftausend Dollars besitze und mit weniger durchaus nichts zu machen sei, ahnet aber gewiß nicht, daß es just die dritte Bedingung ist, welche die Kaufleute seiner Heimath am meisten abhalten würde, sein Gesellschafter zu werden. So ist mir auch sehr gut bekannt, daß in der Stadt Louis eine Familie von vier Personen anständig und bequem mit weniger als tausend Dollars jährlich ausreicht. Allein daraus folgt keineswegs, daß eine Narren-Wirthschaft nicht das Dreifache kosten könne.

Wie sollte es mich bei allem Dem nun befremden, daß ein solches Exemplar von Thorheit lieber an mir und meinem Buche zweifelt als an sich selbst? Und wenn der Zweifler nicht einmahl durch das dringendste Interesse an dem Loose der Seinigen zu bewegen war, die Einzelnheiten meines Buches nur so weit zu prüfen, um nicht öffentlich davon zu behaupten, daß es 90 Grad als die höchste Hitze berichte, da sich doch im 30. Briefe (S. 225) Beispiele von 104 und 110 Graden finden: wie darf ich denn erwarten, daß er es thue, nachdem es zu spät ist, bloß um seinen Ausspruch, daß es ein Lügenwerk sei, zu beweisen? Oder sind es etwa die Töne der Brutalität, womit er angreift, das Unerklärliche? So lange es Geschöpfe gibt, deren natürliche Argumente so klingen, können sie an sich so wenig auffallen, als wenn sie bei gleichbeseelten Sympathie und Wiederhall erregen.

Ich räume es also ein, daß dieses zur Warnung vor thörichter Auswanderung überaus geeignete Subject mit Recht über mein Buch klagt, weil es ihm nicht hätte in die Hände gerathen sollen. Aber da es als ein durchaus vorwurffreies Opfer meiner Schilderungen erscheinen will und nicht damit zufrieden ist, sich vor seinen verwandten Mitleidern rein zu waschen, sondern vor dem ganzen deutschen Publicum die Schuld an dem Verluste seines Vermögens allein auf mich zu wälzen sucht: so zwingt mich die Lehre „von den Pflichten gegen uns selbst" zu der Bemerkung, daß dennoch eine ziemlich seltene Anlage dazu gehörte, die Gefährlichkeit meines Buches so zu documentiren, wie es von ihm vollbracht worden, und daß solche Anlagen auch wohl vorher in der Heimath nicht zu verborgen hätten bleiben können, die Obrigkeit und Geistlichkeit zu einigen Vorkehrungen im Interesse der Frau und Kinder aufzufordern. Dieß däucht mir wenigstens wahrscheinlicher, als daß die Bewohner von Frankfurt sich durch die jenseits des Oceans geoffenbarten Talente überrascht, und durch die für die Autorschaft gewählte Bezeichnung „Frankfurter Familienvater" besonders geehrt fühlen sollten. Zeugt ja die bloße Nachrede, daß ich mir durch meinen Reisebericht (dessen gleich nachgedruckte erste Auflage funfzehnhundert Exemplare betrug und die zweite noch nicht einmahl erschienen war) ein Vermögen erworben, sehr stark für seine ursprünglichen Fähigkeiten. Oder ist einem Menschen, der, indem er einen Platz des deutschen Buchhandels, wie Frankfurt am Main, als seine Heimath bezeichnet und damit an die bei jedem Gebildeten zu vermuthende Kunde seiner Vaterstadt erinnert — sich durch eine ähnliche Behauptung zum Gelächter der Buchhändler machen kann, ist, frage ich, diesem wohl zuzutrauen, daß er sich in fernen Ländern so schnell zurecht finden werde, als für die Sicherung von Habe und Familie nöthig ist? Und doch gibt es Journale, die sich Fähigkeiten der Art zu Organen wählen um ihren Abonnenten den rechten Aufschluß für fremde Welttheile zu verschaffen.

Aber meinen Fehler, das Buch in deutschen Lettern geschrieben zu haben, reuig eingestanden, darf deshalb jegliche Lästerung über mich ergehen? Oder, was noch schlimmer ist, muß ich mich selbst gegen jeden Lästerer vertheidigen? Muß ich mich z. B. wegen dieses Lästerers wider den Verdacht des Eigennutzes vertheidigen, und mich auf mein ganzes früheres Leben beziehen, bis zur Verzichtung auf die Einkünfte eines Justizamtes, wofür solche Menschen Leib und Seele zu verschachern pflegen? Muß ich das Publicum auf die Weber'sche Buchhandlung in Bonn verweisen, damit es erfahre, warum ich meine Apologien der Auswanderung auf eigene Kosten herausgebe und daß für die seit meiner Rückkehr aus Amerika gedruckten Werke bis zum heutigen Tage die Kosten kaum gedeckt sind? Muß ich eine specielle Berechnung darüber auflegen, um Jedermann zu überzeugen, daß ich vor wie nach vom elterlichen Vermögen lebe? Oder ist es schicklich für

mich, dem Läſterer zuzurufen, daß ich vom elterlichen Hauſe aus beſſer ausgeſtattet ſei als er? Gibt es denn kein anderes Mittel gegen dieſen Pöbel? Soll ich wirklich die Thorheiten aller Sünder, die mein Buch kaufen, verantworten und zugleich jeglichen Verläumdungen ausgeſetzt ſeyn? Man mag ermeſſen, welche Achtung mir die vaterländiſche Literatur oder vielmehr die Mehrzahl ihrer ephemeren Beförderer einflößt, wenn ich bald von mir gedruckt leſe, ich habe mich am Miſſouri als Arzt durchgeſchlagen, bald, ich ſei mit einem Reichthume hingereiſet, der mir alle mögliche Genüſſe geſtattet, und dann wieder, ich habe dort Schule gehalten. Dergleichen allein ſollte doch den Blödſichtigſten belehren, wie nöthig es iſt, vor Allem die Qualität der Zeugen zu prüfen, bevor man ihre Zeugniſſe über mich und meinen Bericht anhört. Da die Auswanderung ſo ſehr zunahm, ſo mußte man ja auf eine Mannigfaltigkeit von Subjecten gefaßt ſeyn, wie ſie kaum die europäiſchen Jahrmärkte darbieten, und darum auch erwarten, daß mein Urtheil über Nordamerika mit den Urtheilen von Leuten jeder Art in Colliſion gerathen würde, ſogar in Bezug auf Anmuth der ländlichen Natur mit Urtheilen von Menſchen, denen nichts unerklärlicher vorkommt, als daß man an Wäldern und Hügeln Anmuthiges finden kann und in der Wahl einer Stätte nicht ſtier einzig auf die Ergiebigkeit für den Magen und Markt ſieht.

Man nehme dieſe Verſtimmung nicht übel und deute ſie auch nicht auf einen Rückfall zur Verſtocktheit. Kann ſich ja meine Reue nicht weiter erſtrecken als die Erkenntniß meiner Schuld. Und damit man daran nicht mehr zweifle, verkünde ich laut, inſofern keinen beſſern Ausweg zu wiſſen, als eifrigſt zu verſuchen, mir, durch öffentliche Abbitte bei den Verſöhnlichen, einiges Mitleid wider die Unverſöhnlichen zu erwecken. Denn, wie geſagt, die Meinung, ich brauche zu meiner vollen Vertheidigung nur zu zeigen, wie einem verſtändigen Leſer alle jene Warnungen ſichtbar ſeien, verſtößt gegen den Fundamental-Satz, daß es juſt der Verſtand iſt, den ich nicht ſo leichtſinnig hatte vorausſetzen dürfen. Auch trachte ich nicht meine Schuld dadurch zu mildern, daß im 31ten Briefe (S. 269 u. 271) die ausdrückliche und motivirte Bedingung der Auswanderung ſteht, „man müſſe einen guten Kopf mitbringen.“ Wer iſt nämlich je ſo unverſtändig geweſen von ſich ſelbſt ernſtlich zu glauben, daß es ihm daran fehle? Endlich nutzt es mir eben ſo wenig, daß die Juriſten, die ſonſt überall, wo über Schuld und Unſchuld zu richten iſt, den Vorſitz und die Leitung haben und hoffentlich auch ſo lange forthaben werden bis die Nicht-Juriſten juriſtiſcher geworden — keine Schuld an mir und meinem Buche entdecken. Denn dieſe ſind einmahl gewöhnt mit jenem Verſtande zu leſen, der ſicher den ganzen Buchhandel ruiniren müßte, wenn er zur allgemeinen Bedingung des Bücher-Leſens und Kaufens gemacht würde.

Uebrigens iſt einer hartnäckigen Vertheidigung auch noch

ein anderer Umstand entgegen. Die Vorwürfe und Beschuldigungen werden aus begreiflichen Ursachen nicht in guten Gesellschaften vorgebracht. Zu ihrer Widerlegung müßte ich also die schlechten Oerter besuchen, wo sie zu hören sind. Es ist wahr, die Halter solcher Oerter sind mitunter unpartheiisch und zuvorkommend genug, dem Gelästerten dieselbe Bank, denselben Tisch der Lästerer anzubieten, sich zu vertheidigen und wo möglich noch gröber auszufahren als sie. Sie sind sogar mehr als zuvorkommend: sie nehmen es übel, daß man ihre Einladung ausschlägt. Indem sie sich privilegirt glauben, ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf die Gesetze wider Injurien zur Rechenschaft fordern zu dürfen und eine Macht auszuüben, welche der höchste geistliche und weltliche Beamte über seine Befugnisse achtet, eine Macht, wie sie kein Censor des alten Roms hatte, behandeln sie das Ausbleiben als eine stolze Kränkung ihrer Autorität und sträfliche Schmälerung ihrer Renten; so wenig auch nach Vernunft und Billigkeit Jemanden zuzumuthen ist, darum in schlechte Schenken einzukehren, weil von Zeit zu Zeit ehrbare Leute aus Mangel an Obdach hineingerathen. Wurde ich doch einmahl durch einen Tagelöhner, der durch mein Buch, ohne es gelesen zu haben, nach Amerika will verlockt werden seyn, vor einen solchen Censorstuhl geladen, und als einer meiner Freunde gegen diesen, einem Spott-Lärm vor den Wohnungen friedlicher Menschen (Charivari) zu vergleichenden Unfug Beschwerde führte, der klare Bescheid gegeben, ein so angegriffener Schriftsteller könne sich nicht beklagen, da ihm ja dasselbe Institut zur Vertheidigung offen sei, und es beweise nur Unbekanntschaft mit der Oekonomie ähnlicher Institute darüber zu zürnen. Noch merkwürdiger klang aber die Versicherung des Halters, daß ihm das Proclama von einem höhern Beamten zugesendet worden sei. Gottlob war nicht dabei gesagt, daß es ein preußischer Beamte sei, und so bleibt uns dann der Trost, einstweilen bestreiten zu dürfen, daß es im Vaterlande höhere Beamte gebe, die so arg dem Sansculottism huldigen, sich mit dem ersten besten Menschen von der Straße zu verbinden, um ihn zu Angriffen gegen Literatur-Producte zu reizen und, trotz den in den östlichen wie in den westlichen Provinzen bestehenden Strafandrohungen wider Injurien, zugleich zu Angriffen auf die Ehre und den Namen eines Mitbürgers, der selbst zu den höhern Beamten gehört hat und, hinsichtlich der langjährigen Verwaltung seiner Justizämter sowohl als seines Privatlebens, sicher nicht zu viel wagt, wenn er den Urheber ähnlicher Schmähschriften zur öffentlichen Abwägung ihres beiderseitigen Werthes auffordert.

Am Schlusse meines Bußbekenntnisses verhehle ich nicht, daß ich selbiges schon deshalb nicht länger verschieben mochte, weil ich ernstlich daran denke, eine zweite Reise nach Amerika zu machen und ich anfange das Märtyrthum zu fürchten, was mir von einigen jener Opfer des Falsch- und Halblesens geweissagt worden. Fürwahr, man denke nicht, daß ich die berichtete Erbitterung für

ganz ersonnen halte, am wenigsten bei den Propheten selbst. Nun aber erlaube ich mir das Publicum zu bitten, diese gefährliche Stimmung ja nicht zu vergessen bei der Frage nach der Art von Leuten, die über mein Buch klagen. Zu welcher Classe gehören hier in Deutschland Diejenigen, von welchen man ohne Weiteres todtgeschlagen zu werden fürchtet? Ist es eine andere, als die, der man auch Plünderungen des Eigenthumes zutraut und wovor man sich allein durch die öffentliche Macht sicher weiß? Niemand glaube, daß in Nordamerika zu dergleichen Thaten bessere Menschen fähig seien. Nur so viel ist ausgemacht, daß die Subjecte, welche wirklich dazu fähig sind, dort bisher noch nicht heimisch waren, daß sie im Gegentheile von dem Boden und aus der Genossenschaft müssen eingewandert seyn, woher auch jene Propheten stammen. Es ist die unserm Europa wohl bekannte Race, welche für die Ausbrüche ihrer Rohheit bloß eines Vorwandes bedarf, und eben so geneigt ist, dazu ein Buch, was sie nicht gelesen hat oder nicht zu lesen versteht, zu benutzen, als gewisse Losungs-Phrasen, deren eigentlicher Sinn ihr völlig fremd bleibt, — eine Race, wovon bereits der Cardinal de Retz gesagt hat, daß sie nichts mehr überzeuge, als was ihr unverständlich ist. — Da ich einmahl zur Vergleichung der europäischen Bevölkerung mit den Nordamerikanern genöthigt worden, so füge ich zur leichten Prüfung, warum manche deutsche Auswanderer im neuen Lande nicht gedeihen, die unbezweifelte Erfahrung hinzu, wie gut die Amerikaner selbst und zwar mit einem weit geringern Ausrüstungs-Capitale, darin gedeihen, wie sehr der Wohlstand der Einzelnen und des Ganzen mehr und mehr Alles übertrifft und zu übertreffen verheißt, was die gesammte Geschichte der Erde und ihrer Völker kennt. Dazu stelle man als einen eben so ausgemachten Satz, daß nicht ein einziger in Nordamerika geborener Weißer (etwa die durch Verbrechen ausgestoßenen ausgenommen) Europa gegen seine Heimath vertauscht, daß ein amerikanischer Ackerwirth aber aus seinem jenseitigen Kreise in das europäische Landleben versetzt gewißlich nur durch Noth und Gewalt würde festgehalten werden. Wem es damit noch nicht klar wird, wie sehr der Erfolg der Auswanderung von der eigenen Natur der Auswanderer abhängt, für den ist alles Argumentiren vergebens. Zugleich sollte es aber auch zur Ueberlegung leiten, wie viel oder wie wenig Hoffnung für die jetzigen Bewohner Deutschlands wäre, je die zum Colonisiren erforderlichen Eigenschaften zu erringen, wenn sie nicht unter den Nordamerikanern eine Lehrzeit bestehen könnten. Ob es jedoch ein Vorzug oder ein Gebrechen sei, was in dieser Hinsicht die Nordamerikaner von den über sie schmähenden Europäern unterscheidet, das möge, wenn die Journalisten und Psychologen nicht anders wollen, in Gottes Namen einer Miß Trollope, oder einem ihr verwandten Geiste zum Spruche überlassen werden. Eins würde mir auch dann noch zum Troste gereichen; nämlich das böse Ver-

urtheil, was den nach Europa zurückkehrenden über Nordamerika klagenden Auswanderer trifft, und welches gegenwärtig auch schon in unserem Deutschland weit stärker ist, als je das Vorurtheil gegen den Aufbruch aus der Heimath war. Ist ja in dem angesehensten politischen Blatte Preußens, in der Staatszeitung, eine fast wie offiziell klingende Bemerkung über Nordamerika vorgekommen, die ich als Schild gegen jede Lästerung meines Reiseberichtes gebrauchen könnte. In einer Nummer vom Monate Februar des Jahres 1834 findet sich in Betreff der Einschiffung polnischer Flüchtlinge nach Nordamerika folgende Stelle: „Doch die Regie„rung blieb hiebei nicht stehen. Sie wollte auch die Zukunft der „Auswanderer sichern. Sie ließ demnächst in New-York Erkundi„gungen einziehen, welches wohl die Aussichten der Polen bei ihrer „Ankunft seien, und ob sie auch wohl die Mittel finden würden, „sich zu ernähren? Siebzig tausend Europäer, war die Antwort, „sind in Jahr und Tag (in einem Jahre) bei uns gelandet und „keiner, insofern er nicht arbeitscheu und ein unordentlicher Mensch „war, ist verdorben. Sieben hundert Polen würden kaum bemerkt „werden und eine zehnfach größere Zahl würde sich in dem großen „Lande wie ein Tropfen im Meere verlieren."

Einen andern Trost finde ich aber bei Lichtenberg, der (hinterlassene Werke Bd. 1. S. 401) folgenden allgemeinen Ausspruch über die Wirkung der Bücher fällt:

„Das Buch hatte die Wirkung, die gemeiniglich gute Bü„cher haben: es machte die Einfältigen einfältiger, die „Klugen klüger, und die übrigen Tausende blieben un„geändert."

* * *

Bisher war die Rede von Leuten, deren Vorwürfe gegen mich und mein Buch hauptsächlich aus dem Falsch-Lesen, Halb-Lesen und Nachbeten ohne alles Lesen herrühren. Davon ist eine andere Classe zu unterscheiden, die geradezu Jegliches, was ich an Nordamerika lobe, tadelt oder ganz verläugnet. Sehr begreiflich zerfällt diese Classe wieder in manche Rubriken; wofür ich nur an diejenigen Subjecte zu erinnern brauche, die nirgend gut thun wollen und denen es darum am wenigsten in einem Lande behagen kann, was durch seinen großen Vorschub in den äußern Bedingungen die inneren Qualitäten auf eine unabweisliche Probe stellt. Es ist natürlich, daß solche Leute vor Allem jenen Vorschub gerne weglängnen möchten, weil es zu ihrer Selbstvertheidigung gehört, und wenn sie nach Europa zurückkehren, als Tribut ihrer Wiederaufnahme erscheint.

Nun wird es aber eben durch die Auswanderung den Europäern erst recht kund, wie viele dieser Ungerathenen es unter den sogenannten Honoratioren gibt. Es ist nämlich mit ziemlicher Sicher-

heit zu erwarten, daß sobald es der letztern einem in Amerika nicht behagt, er seinen Tadel nicht bloß mündlich oder in Briefen an Verwandte und Bekannte, sondern um so mehr an das ganze Publicum zu richten strebt, je weniger er an sich selbst zu zweifeln gewöhnt ist. Und so wird denn auch wirklich unsere Literatur für und für mit gar wunderlichen Producten bereichert. Mir würde es nicht einfallen ein einziges öffentlich zu nennen, wenn es nicht zuweilen, wegen directer Angriffe auf meine Person, räthlich schiene, zumahl bei der periodischen Wegräumung des Unrathes, womit meine Thürschwelle für meinen Eifer in der Colonisations-Sache von dunkeln Trabanten besudelt wird. Aus diesem Grunde nenne ich auch eins, was mir gerade jetzt unter die Augen tritt, und den Titel führt: „Reiseseenen aus zwei Welten nebst einer Behand„lung (sic!) der Zustände in den West-Staaten der Union, von „J. H. Rauße. Güstrow bei Opir und Frege. 1836." Wer es indeß dennoch mißbilligt, daß ich solche Angriffe erwähne, für den habe ich den andern Grund, daß sich leider eins unserer besten Journale, „das Ausland", zur Verbreitung der absurden Declamationen dieses Autors herabgelassen hat.

Ich werde mich wohl hüten für 1 Thlr. 11 Grosch. das Büchlein von 222 Seiten ganz zu lesen. Aber ein Jeder mag es mir auch glauben, oder sich durch einen flüchtigen Blick auf wenige Blätter überzeugen, daß man wohlfeiler zur Bekanntschaft des Verfassers und der Zustände in seinem Schädel, die mit den Zuständen in Nordamerika so schlecht harmoniren, gelangen kann. Gewiß ist es eine Behandlung der Zustände; aber, der Himmel sei uns gnädig, welche! — Der Verfasser hat sich bemüht, mich gleichsam zu portraitiren; dafür will ich denn versuchen, ihm einen Gegendienst zu leisten und dem Publicum zu zeigen, wie er mir vorkommt; besonders da ich dabei aller Sorge frei bin, die Züge zu schneidend zu liefern; indem ihn derselbe Dünkel, der seine Feder in dem Büchlein führte, sicherlich wider mein Urtheil hinreichend panzern wird.

Von mir sagt er, daß ich zwar ein großes Talent zur Darstellung besitze und ein noch größeres zur Formung speculativer Doctrinen, allein durchaus blödsichtig für die Beobachtung sei.

Von ihm kann ich dagegen leider gar nichts Günstiges berichten, ausgenommen etwa daß er nicht absichtlich ein so schlechtes Buch geschrieben habe (um ja nicht seiner Humanität nachzustehen, die ihn versichern läßt, daß ich nicht absichtlich die vielen Unwahrheiten über Missouri berichtet, sondern von meinen Nachbarn, die sie mir aufgebunden, getäuscht worden sei). Und da der Herr Rauße meinem Buche die Ehre anthut, es für gefährlich zu erklären, so will ich zur Steuer der Wahrheit noch hinzufügen, daß es das seinige ganz und gar nicht ist, ausgenommen etwa für Den, der gezwungen würde es zu lesen, und für seinen Verfasser selbst, den es allerdings der Irren-Polizei sehr verdächtig machen

kann. Doch, um der Vermuthung auszuweichen, ich strebe bloß meine Fähigkeit zu beobachten an dem Zweifler selbst zu beweisen, lade ich das Publicum ein, die Hauptzüge des Bildes vom Verfasser so zu nehmen, wie er sie in eigener Person anbietet. Seite 1 heißt es wörtlich: „An die Leser! Ich, in diesem Augenblicke Ihr „Fernrohr für Amerika, bin bereit Ihnen so viel über die Construc„tion des Rohres mitzutheilen, als ich selbst bis jetzt darüber erfah„ren habe. Gut, fragen Sie. Name? J. Rauße. — Religion? „Protestirender Christ. — Alter? Dreißig Jahre. — Charakter? „Gemischt, boshaft, gutmüthig, auch Baupraktikant. — Motiv der „weiten Reise? Hem — vielleicht des Wissens Drang? O nein, „nein, nein. — Des Wissens Ueberdruß? Ja, und des Bewußt„seyns, und der Drang meine Glieder zu strecken in ein langes war„mes Bad des Naturlebens, und zu kühlen die heiße Röthe meiner „Augen und abzuwaschen den schwarzen Spleen von meinen Nie„ren." — Wer daran noch nicht genug hat, der lese weiter und erfahre ferner vom Verfasser, wie es um seine Liberalität stehe, daß er die Wahrheit wie eine Göttinn liebe und daß er auch Willens sei bisweilen poetisch zu werden (S. 2 u. 3). Einhundert und dreißig drei Seiten lang hält ihn in der That seine poetische Stimmung vom Landen an der amerikanischen Küste ab. Wo man bis dahin das Buch aufschlägt, trifft man auf das albernste Gewäsch, das von dem in sich selbst vernarrten Autor als Humor und Poesie ausgeboten wird, von einem Autor, dem es schön klingt, den Lesern zu sagen, daß viel Schönes in ihm sei, und der einen Mischmasch von Phrasen über Dolch und Liebe, über Mitternacht, Gespenster und Todtenschädel, über Schwermuth und Rosmarin, über Göthe's Faust und Gretchen als zu seinen Reise-Scenen gehörig vorbringt. Und das soll als Vorbereitung auf die übrigen neun und achtzig Seiten über ganz Nordamerika ostwärts und westwärts der Alleghanys dienen!

Wie aber sieht es denn auf diesen übrigen Seiten aus? Ueberall Spuren von Unwissenheit, Arroganz, Verzerrung und Blindheit gegen das Gute des neuen Erdtheiles. Man kann mancherlei Hypothesen über die letzten Quellen dieser widrigen Erscheinungen versuchen. Man mag sie theils von der Wirklichkeit jenes Spleens ableiten, womit der Verfasser im Eingange prahlt, theils von seiner Hülf- und Mittellosigkeit die Existenz zu sichern, und seinem Aerger, die Amerikaner nicht statt des Geldes mit Genie bezahlen zu können. Die unzweifelhafteste Ursache steckt immerhin in seinen angebornen Anlagen und ihrer unglücklichen Entwicklung. Was ist von einem jungen Menschen zu denken, der in dem anmaßendsten, hin und wieder wahrhaft pöbelhaften, Tone, nicht etwa bloß mir, dem er ja von Natur so sehr überlegen zu seyn glaubt, sondern so vielen gewichtigern Stimmen Europa's gegenübertritt, und, ohne sich im Mindesten auf Etwas einzulassen, was nur dem Scheine einer basirenden Schilderung gleicht, (ja ohne einmahl

der Zeit zu erwähnen, wann er über's Meer gereiset, oder die Jahreszahl seines jenseitigen Aufenthaltes zu bemerken) ganz Nordamerika mit seinen Bewohnern für verflucht erklärt, von einem Menschen, der nichts Schönes in der Natur des ganzen Westens, und namentlich nichts Schönes am ganzen langen Ohio finden kann, der die Amerikaner schlechthin eine zusammengelaufene Rotte nennt, und (S. 187) recapitulirend in folgende Worte ausbricht: „Jegliches Geschöpf verliert hinübergepflanzt dort sein Schönes, die Rose den Duft, die Nachtigall die Töne, der Hühnerhund die Nase, die Frau die Scham und die Schönheit, der Mann den Muth und den Bart. Wehe! dem Menschen drüben fehlt die Blume der Humanität, dem Jahre der Frühling." So weit geht also der wahnsinnige Dünkel dieses Autors, zu erwarten, das Publicum werde von ihm zur Wechsel-Wahl genöthigt, entweder von den vielen Millionen Amerikanern und ihrem Lande das Aergste zu denken, oder ihn für einen Gecken zu halten, eher das Erstere thun als das Letztere. Und eben dieses deutsche Muster kann noch wohl andern Deutschen vorwerfen, daß sie den Amerikanern Stoff zum Spotte geben!!!

Soll man an einer solchen Sudelei nun auch die fernere Aufmerksamkeit verschwenden, das Falsche, Ungereimte und Widersprechende einzeln zu notiren? Oder wenn man mich von dieser Marter für die 133 Seiten der Vorbereitung dispensirt, muß ich mich ihr für die 89 übrigen unterziehen? Oder hätte ich wenigstens die albernen Ausfälle gegen den Missouri-Staat zurückzuweisen? Soll ich etwa den Vorwurf, daß meine Blödsichtigkeit mich zum Spiele meiner Nachbarn gemacht, mit der Aufforderung bekämpfen, mir in meinen Schriften nur die schwächste Spur der Verwandtschaft mit einem solchen Tropfe, als unser Autor durch und durch erscheint, aufzudecken? Wahrlich ein Mensch, der wirklich am Missouri mitten unter den Colonisten gewesen, und dennoch gar nichts von Allem gesehen hat, was ich darüber berichte, für den bedarf es keines verschmitzten Amerikaners, ihm das Tollste aufzubinden. Und an einem Inquirenten, der gegen meine Aeußerung über das Hofgeflügel, daß es sich nicht sehr von den Wohnungen der Menschen entferne und Abends dahin zurückkehre, den Einwurf machen kann, dieß verhindere der Instinct zur Freiheit, der ja, wie Jeder wisse, ins Weite treibe, — da doch dieselbe von mir berichtete Eigenschaft auch das zahme Geflügel unserer europäischen Meierhöfe bekundet, — erscheint es eben so wenig befremdlich, daß er als die sicherste Probe meiner Schilderung des Lebens am Missouri das Verhör eines amerikanischen Farmers darüber ansieht; mag auch der Farmer über tausend Meilen vom Missouri und etwa in Pennsylvanien wohnen, wovon ich selbst Seite 318 (2te Aufl.) erzählt habe, daß dessen Landleute von den Gegenden am Missouri sprachen, wie man in Deutschland von den Gegenden Asiens spricht.

Warum sollte ich wider einen Inquirenten der Art abermahls

betheuern, was ich von dem des Ueberwintern des Viehes im Freien erzählt habe, daß weder die frisch geworfenen Kälber noch Lämmer noch Füllen in Ställe kommen, und daß ich bis jetzt noch Rindvieh am Missouri besitze, welches so lebt? Oder ist es nöthig, auf die Reden einer bis zur Mordlust gestiegenen Erbitterung der Deutschen am Missouri gegen mich zu antworten, wenn dieselbe Hand zugleich Seite 196 von denselben Deutschen schreibt, daß sie schon glauben ein besseres Deutschland am Missouri zu haben, als wir am Rheinstrome?

Ueberall sieht mans dem Verfasser an, wie dürftig es um seine Cultur und insbesondere jenes Wissen bestellt ist, dessen er sich im Eingange so überdrüssig erklärt. Er selbst aber hält sich in frohem Wahnsinne für ein ächtes Ideal der Humanität, schaltet mit diesem Worte wie ein Inspirirter und bildet sich ein, über die höchsten Aufgaben der Menschheit spielend entscheiden zu können. Ich habe von meinen Schriften und namentlich von meinem amerikanischen Reiseberichte, trotz des vielen Beifalles, keine übertriebene Meinung. Allein das kommt mir doch lächerlich vor, daß so Einer von seinem Vorsatze plaudert, das ganze Werk zu widerlegen, so trefflich er sich auch als Organ des wider mich schmähenden Pöbels dokumentirt. Das gestehe ich indeß, daß ich bei dem Blättern in dem jämmerlichen Libell immerhin einige Anwandlung von Beklemmung spürte. Davon war eine Ursache die mit dem Fortlesen steigende Pein, daß unser Deutschland wirklich in der Art Geistigkeit, worin Herr Rauße sich so sehr auszeichnet, den Nordamerikanern voran ist, daß es fortwährend sogenannte verrückte Genies hervorbringt, Menschen, denen der Dünkel just ihren völligen Widerstreit mit der Gesundheit und der Natur als Zeichen der ächten Bildung und der Genialität vorgaukelt. Die andere freilich gelindere Ursache rührte von der Neugier, was ein Kritiker, der den Nordamerikanern alles edlere Leben abspricht, wohl über mich sagen möge. Diese letztere Besorgniß schwand aber mit jedem Worte des Tadels mehr und mehr, und seine Kern-Aeußerungen am Ende gaben mir die völlige Beruhigung, daß ich doch sicher eher meinen Platz bei jenen als neben ihm selbst suchen dürfe.

Uebrigens finde ich das Loos, mich mit ähnlichen Kämpfern herumzubalgen, nicht beneidenswerth; weshalb ich wiederholt Alle, die von der Wahrheit und Nützlichkeit meiner Schriften nur einiger Maaßen überzeugt sind, bitte, mir möglichst dagegen beizustehen. Unpassend ist der Zuspruch nicht darauf zu achten. Wohl kommt auch mir das gewöhnliche Deklamiren gegen die Nordamerikaner nicht vernünftiger vor, als das Mond-Anbellen des Hundes in der Fabel. Aber so wenig mir an dem Beifalle der Unverständigen liegt, so viel muß mir daran liegen, daß sie nicht für und für gegen mich aufgewiegelt werden; da man leider in Deutschland wie in ganz Europa nur zu dicht davon um-

geben ist. Offenbart es sich ja täglich mehr und mehr, daß es nicht an Feinden der Auswanderung fehlt, die jeden Tadel wider Amerika und meinen Bericht, sei er auch noch so unsinnig und verläumderisch, mit Freuden aufgreifen und verbreiten, die günstig klingende Wahrheit hingegen sorgfältigst zu unterdrücken streben. Daß immerhin wie schon vor Jahrhunderten so auch jetzt noch Auswanderer verunglücken, darüber betrübt sich Niemand aufrichtiger als ich. Allein darum bleibt es nicht minder boshaft und dumm, bloß weil mein Buch dergleichen Uebel in der Fremde nicht verhütet, und einmahl Keiner an seinem Leide selbst schuld seyn soll, aus vermeintlicher Frömmigkeit lieber alle Schuld auf mich armen sehr verletzbaren Sterblichen zu wälzen, als auf jenes unverletzbare Wesen, dessen unerforschlicher Wille auch in der Heimath (nicht Hunderten sondern) vielen Tausenden durch Brand, Ueberschwemmung, Krankheiten und unzählige andere Mittel, ja durch den Blitz, das Leben mit Trauer umhüllet.

Druckfehler.

Seite 48 Zeile 16 von oben lies: Er statt Es.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Duden, G., Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung, oder: Das Leben im Innern der Vereinigten Staaten und dessen Bedeutung für die häusliche und politische Lage der Europäer, dargestellt a) in einer Sammlung von Briefen, b) in einer Abhandlung über den politischen Zustand der Nordamerikaner, und c) in einem Nachtrage für auswandernde Deutsche Ackerwirthe und Diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken. Zweite Original-Ausgabe mit den neuesten Correspondenz-Nachrichten, vielen andern Zusätzen und einer Charte.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

Desselben Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet, oder: Die Europäische Entwicklung im 19ten Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer Prüfung im innern Nordamerika. gr. 8. geh. Erster Band. 2 Thlr. 8 Ggr.
Zweiter und letzter Band. 2 Thlr. 8 Ggr.

Desselben, Ueber die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur. gr. 8. geh. 20 Ggr.

Bonn.

Eduard Weber.